

FLORIAN GELZER · ILJA KARENOVICS

# *Laarley*

EIN CAMPUS-ROMAN

*Unvollständige Rohfassung  
Erste Lieferung für Probe-Leser (erstes Drittel)  
19. März 2000*

# I

**G**rün und lang und regungslos lag der Drache auf dem Felsen hingestreckt. Als wäre er eben erst aus den träge dahinfließenden Fluten gestiegen. Hätte ein phantasiebegabter Mensch aus großer Höhe auf das Waldstück über der Flußkehre hinabgeblickt, er hätte wohl kein passenderes Bild dafür finden können. Die waldige Böschung fiel zum Ufer hin steil ab. Die Bäume krallten sich am kargen Felsuntergrund fest. Dort, wo der Fluß in einem gewaltigen Schwung seine Richtung änderte, ragte die Felswand kühn über das Wasser und bildete eine Art Erker, der weniger dicht von Bäumen umgeben war, so daß eine beinahe kreisrunde Lichtung entstand. Hätte unser Betrachter seinen Beobachtungsort verlassen und dieses Waldstück etwas genauer inspiziert, es wäre ihm wohl bald aufgefallen, daß es nicht gänzlich unbelebt war. Ein seltsames Paar hätte seine Aufmerksamkeit erregt.

Gebückt, schwer atmend und mit schleppendem Schritt wankte eine etwas unförmige Gestalt durchs Unterholz. Langes, flachsblondes Haar und eine nachlässig unter den Arm geklemmte Leier machten sie als Minnesänger kenntlich. Daneben schritt ein stolzer, aufrechter Ritter. Ein schwarzes Lederwams spannte sich, durch Silberbeschläge zusammengehalten, über der mächtigen Heldenbrust. Mit der linken Hand stützte er von Zeit zu Zeit seinen schwankenden Begleiter, wenn dieser zurückzufallen drohte, die Rechte umschloß einen gewaltigen Speer, den er leichthändig bei jedem Ausschreiten federnd auf den Waldgrund stieß.

Ein gutes Stück weiter vorn, auf eben jener Lichtung, wartete eine buntgemischte Gruppe – die meisten waren Krieger, die sich auf ihre Waffen stützten – auf die beiden Letzten: darunter ein adrettes Burgfräulein, das seine weißgestärkte Haube abgenommen hatte und sich nun gelangweilt Luft damit zufächelte, und ein etwas untersetzter, langbärtiger Druide mit einer rostigen Sichel im Gurt; sie alle waren um eine Feuerstelle versammelt, an der ein stattlicher Burgherr kunstvolle Holzgebilde mit einer Zauberflüssigkeit übergießt und in Brand steckt.

«Scheiße, Mensch!» stieß der sanftäugige Minnesänger hervor und warf mit einer entnervten Kopfbewegung seine blonde Haarpracht ab. Die Leier ging mit einem häßlichen Mißklang zu Boden. Leidend ließ er sich neben das Burgfräulein fallen und rappelte sich ächzend wieder auf.

«Ich hab mir garantiert wieder was gebrochen!»

Der Recke, der ihn begleitet hatte, lächelte spöttisch in die Runde und schenkte dem hübschen Burgfräulein ein vielsagendes Augenzwinkern.

«Zeig mal her», lenkte er ein, «ich schau mir das mal an.»

«Ich denke, das war's für heute», verkündete der Burgherr, «ein Kriegsverletzter auf unserer Seite ist für diesmal genug, nicht wahr, Henning?» Gutmütiges Lachen.

Der Druide trat einen Schritt vor, er hatte sich umständlich eine Lesebrille aufgesetzt und ein Notizbuch gezückt.

«Gut. Dann kommen wir zur Schlußbesprechung. Die Trolle haben einiges an Terrain wettgemacht und stehen kurz vor der Eroberung der Drachenburg. Aber unsere Chancen stehen nicht schlecht. Ich hab' ein gutes Gefühl! Ein gutes Gefühl! Für Dich, Jens» – sein Blick fiel auf den

schönen Krieger – «bedeutet das 20 Energiepunkte. Das war heute nicht unser bester Tag, aber es scheint trotzdem so, als würden unsere Drachenritter inzwischen schon ganz gut mit dem Mistelsaft haushalten, da war Wembels kleiner Aussetzer gar nicht so schlimm.»

Für Henning Wembel allerdings, Professor der Neueren Deutschen Literaturwissenschaft an der Herzog-Ullrich-Universität zu Bellnau an Laar, war es nicht nur schlimm, sondern geradezu verheerend. Noch jedesmal, wenn er mit seinen Universitätskollegen an dem Fantasy-Spiel «Drachenburg» teilgenommen hatte, war ihm irgendeine Unbill widerfahren. Seine Energiebilanz drückte den Schnitt der Drachenrittergruppe massiv nach unten. Viel schlimmer aber war, daß nicht einmal Burgfräulein-Studentin Susanne Reuter Mitleid mit ihm hatte.

Der erste Satz war leicht. Dachte zumindest Gisela Lemmings, die es auf sich genommen hatte, zu notieren, was man ihr diktierte. Aber nicht einmal dieser erste Satz, so schien es, ging ohne Debatte über die Bühne. Störend kam hinzu, daß ihr Sitznachbar Klüstrow ständig mit Hinweisen zur Bedienung des bisher ausschließlich von ihm beherrschten Textverarbeitungsprogramms dazwischenfunkelte. Der Rest der Runde redete derweil wirr durcheinander auf sie ein.

Gisela Lemmings wiederholte monoton, was sie bisher getippt hatte: «Am IKS ist auf den 1. März 1999 eine Stiftungsgastprofessur ...»

«Zee zwo!» plärrte jemand erregt dazwischen –

«... eine Stiftungsgastprofessur C2 auf dem Friedrich-Julius-Lehrstuhl für kulturelle Studien zu besetzen. Das

IKS sieht seine ...»

«Moment mal, Frau Kollegin, wer weiß denn schon, was IKS bedeutet! Da sollten Sie sich vielleicht doch die Mühe nehmen, das auszuschreiben», unterbrach Sie unwirsch ihr universitärer Ziehvater Gresewitz, der ihr unerklärlicherweise in jeder Sitzung direkt gegenüber sitzen mußte. Er wurde allerdings seinerseits sofort in die Schranken verwiesen von dem in solchen Belangen weit- aus routinierteren Henning Wembel:

«Laß mal, Martin, das ist schon in Ordnung so, ‹Institut für Kulturelle Studien› steht doch standardmäßig im Kopf des Inserats.»

Wie immer, wenn er sich seiner natürlichen Vormachtsstellung beraubt wähnte, fuhr sich Gresewitz hektisch mit der siegelberingten Rechten durchs Silberhaar, um sich noch in der gleichen Bewegung mit Mittel- und Ringfinger über die linke Augenbraue zu streichen. Sein Blick drückte in einer Mischung aus Resignation und Ge-kränktheit aus, daß er es ja nur gut gemeint habe – aber bitteschön, sollten es die Besserwisser doch gleich von Anfang an auch besser machen!

«Also: Das IKS sieht seine Aufgabe darin, einerseits der im Stiftungsstatut verankerten Zielsetzung einer interdisziplinären Erforschung der Wechselwirkungen zwischen Technologiefortschritt und blablabla ...», fuhr Gisela Lemmings gelangweilt fort, schreckte damit aber unvorsichtigerweise den angespannt vor sich hin starrenden Geldgeber des Projekts, Dr. Ing. Peter Gröske-Julius, auf, der sein gereiztes Schweigen impulsiv unterbrach:

«Nein, eben *nicht* ‹blablabla›. Ich dachte, wir seien uns über die Zielsetzungen nach der nunmehr vierten Sitzung in Folge allmählich einig. Ich bestehe *ausdrücklich* auf der

Technologie-Passage!»

«Ist ja gut, ist ja gut», murmelte Gisela Lemmings, «aber jetzt muß ich leider mal kurz unterbrechen». Nur mühsam unterdrückte das vornehmlich männlich besetzte Gremium ein Seufzen. Es wurde nur aus Erleichterung darüber zurückgehalten, daß die Kollegin Lemmings sich wenigstens für die erträglichere Variante der lediglich zwei ihr zur Verfügung stehenden Konfliktbewältigungsstrategien (Gang zur Toilette oder tränenreicher Zusammenbruch) entschieden zu haben schien.

Schon auf dem Weg zur Toilette freilich ärgerte Gisela Lemmings sich über diese unbewußte Entscheidung. Einmal mehr war der Versuch fehlgeschlagen, all diese lächerlichen Anwürfe überlegen zu ignorieren. Dabei hatte sie sich exakt in dieser ehrgeizigen Absicht bereit erklärt, das Protokoll zu übernehmen. Und nun war sie wieder als reine Hilfskraft erniedrigt worden. Ihre einzige Genugtuung war, bescheiden genug, daß sie diesmal notabene nicht geweint hatte. Quasi als Ersatzhandlung betätigte sie die Spülung.

«Ich habe, um nicht noch mehr Zeit zu verlieren, schon mal weitergeschrieben», sagte der junge Jens Claassen arglos, als sie den Raum wieder betrat und sich bemühte, die wohlwollend-diskreten Blicke der Runde sichtbar zu übersehen.

«Danke, ich brauche keine Schonung», beschied Gisela Lemmings schnippisch, ließ sich geräuschvoll nieder und bemächtigte sich ihres Kugelschreibers. Dann versuchte sie, mit beherrschter Stimme vorzulesen, was bisher zustande gekommen war; dabei wirkte ihre Stimme allerdings reichlich belegt, wie sie selbst feststellen mußte, aber die Wut darüber ließ sie alsbald sicherer werden:

«Also: ... Wechselwirkungen zwischen» – und hier betonte sie, deutlich mit Rücksicht auf Gröske-Julius – «Tech-no-lo-gie-fortschritt und kulturellem Wandel im urbanen Raum zu erfüllen und dadurch, andererseits, dem zunehmenden Ruf nach akademischer Etablierung der Kulturwissenschaft Raum zu geben. Vom BewerberIn ...» – Gisela Lemmings wußte genau, in welche Richtung sie an dieser Stelle blicken mußte, und tatsächlich: Wie auf Kommando verzog Gresewitz zynisch-blasiert das Gesicht, enthielt sich aber diesmal einer Bemerkung – so neu war diese Diskussion nun auch wieder nicht.

«Schreiben wir doch wenigstens <von *der* Bewerberin>, Geli», raunte Henning Wembel verbindlich schmunzelnd, um einer weiteren Eskalation vorzubeugen. Die Angesprochene verzog keine Miene und blickte erwartungsvoll in die Runde.

«Weiter», forderte sie: «... von der BewerberIn ...»

– «... werden erwartet», übernahm nun wie selbstverständlich Gresewitz die Führung, «– schreiben Sie: werden Mut und Fähigkeit zu breiter Interdisziplinarität erwartet» – hier bekam seine Stimme einen geradezu weihevollen Beiklang, wie Henning Wembel zu seinem ausgesprochenen Mißfallen registrierte – «bei gleichzeitiger Standfestigkeit im Stammfach, das vorzugsweise im Bereich der Geistes-, Sozial- oder Humanwissenschaften liegen sollte.» Gresewitz blickte beinahe stolz in die Runde.

«Standfestigkeit im Stammfach» – ist das jetzt der Pflicht-Stabreim oder was?» meldete sich sarkastisch Gröske-Julius, der Ingenieur, zu Wort.

«Fast, Herr Kollege, aber ganz so einfach ist das auch wieder nicht. Kommen wir zur Sache», erwiderte Gresewitz, sichtlich gereizt ob des unfreiwilligen Humors, den

sein Stehgreifdiktat gezeitigt hatte.

Gisela Lemmings indessen hatte keine Aufmerksamkeit für derlei Randgeplänkel übrig, denn schon wieder hatte sich Wenzel Klüstrow umständlich von rechts über sie und die Tastatur gebeugt und fingerte, Unverständliches murmelnd, an beiden herum. Er war sichtlich aufgeregt: Ein glücklicher Zufall hatte es gewollt, daß er heute zum erstenmal sein seit Jahrzehnten legendenumwobenes Textverarbeitungssystem im Kreise der Institutskollegen vorführen konnte. Daß diese Premiere bei den solcherart Beglückten keineswegs begeisterte Zustimmung hervorrief, fiel Klüstrow in seiner fiebrigen Betriebsamkeit gar nicht auf. Er war vollauf damit beschäftigt, Gisela Lemmings, deren Interesse für Computer sich auf rein praktische Aspekte beschränkte, komplizierte Codes und antiquierte Befehlsketten zu diktieren, welche die Eigenart seines besonders (wie sich zeigen sollte: ausschließlich) in Mediävistenkreisen geschätzten Programms BELLTEV darstellten.

Gresewitz fuhr mit getragener Stimme fort:

«Er – oder sie – muß die Qualifikation zum Professor / zur Professorin besitzen oder eine gleichwertige Leistung nachweisen können.» Irritiert brach der Professor ab und wandte sich nach rechts, wo er einen durchaus störenden Unruheherd geortet hatte.

«Herr Inderbitzin», zischte er (wobei er den Namen merkwürdig betonte) in die Richtung des Schweizer Assistenten, der in intensivem Flüsterton auf seinen Sitznachbarn Henning Wembel einredete, «wollen Sie uns nicht an Ihren interessanten Erkenntnissen teilhaben lassen?»

«Aha, ja, ja, sorry», stammelte Dr. Beat Inderbitzin heftig errötend, «ja, es ist nur – ich berichtete nur gerade

dem Henning, daß unser Professor Kupfert seinerzeit in Bern sicher etwas gehabt hätte gegen die Anhäufung von dem ja ein wenig vorbelasteten Wort «Raum» im Inserat.»

Gresewitz' Gesichtsausdruck widerspiegelte gereiztes Unverständnis. «Soso, das ist ja hochinteressant!», bemerkte er ironisch, und Inderbitzin ahnte, daß er sich wohl etwas unverständlich ausgedrückt hatte in seinem Bestreben, seine Sensibilität für hochsprachliche Feinheiten einerseits und deutsche Vergangenheitsproblematik andererseits hervorzuheben.

«Ja gut», beeilte er sich hinzuzufügen, «Stichwort: «Lebensraum im Osten» und so weiter läßt grüßen. Ich meine ja nur!» Inderbitzin schaute beinahe triumphierend in die Runde und erklärte weiter: «Professor Kupfert hätte wahrscheinlich empfohlen, zum Beispiel: «im urbanen *Bereich*» zu schreiben – oder so.» Inderbitzins Wangen leuchteten.

«Ja. – Schön», brach Jens Claassen das eher peinliche Schweigen. «Ich glaube, da müssen wir nicht allzu heikel sein. Machen wir doch weiter.»

Ein kräftiger, feuchtkalter Wind blies Jochen Bauer entgegen. Sein Blick wurde durch unzählige kleine Wassertropfen getrübt, die an den Brillengläsern herabließen, welche von innen ohnehin durch seine keuchenden Atemstöße in den Wollschal und seine Körperwärme beschlagen waren. Jochen schwitzte. Er trat im Stehen. Nur so konnte er dem gemeinsamen Widerstand des Windes und der arg verrosteten Fahrradkette etwas entgegensetzen. Es war schon ziemlich dunkel, die Scheinwerfer der entgegenkommenden Fahrzeuge blendeten höllisch und wurden von jedem einzelnen Regentropfen auf seiner Brille gebro-

chen. Jochen ägerte sich, daß er diesem Blendwerk seinerseits nicht einmal adäquat begegnen konnte. Seine Fahrradlampe war seit Monaten kaputt, was er allerdings hartnäckig ignorierte: Jedesmal von neuem klappte er den uralten Dynamo wieder ans Vorderrad, wo er dann mit erstaunlichem Druck für zusätzliche Reibung sorgte; die Kraft, ihn auszuschalten, brachte Jochen nun nicht mehr auf, er war viel zu sehr damit beschäftigt, sich auf dem glitschigen Kopfsteinpflaster durch den Verkehr zu schlängeln; seine Mappe, die behelfsmäßig auf dem Gepäckträger befestigt war, mußte er alle paar Meter wieder justieren.

Endlich kam das steile Stück vor der Linkskurve, wo er es rollen lassen konnte. Durch die Erleichterung ließ seine Aufmerksamkeit für ein paar Sekunden nach.

«Scheiße» dachte Jochen nur noch und sah sich nach dem giftgrünen Polo um, der ihn mit unverminderter Geschwindigkeit naßgespritzt hatte, was ihn beinahe vom Rad gefegt hätte. Er mußte absteigen, um seine über alles geliebte Hirschledermappe aus dem Schmutz zu ziehen. Als er seine Brille wieder aufsetzte, die er umständlich zu putzen versucht hatte, erblickte er durch die nun keineswegs saubereren Gläser eine überdimensionierte Laugenbrezel, die ihn, schummrig illuminiert, von der gegenüberliegenden Straßenseite selbstzufrieden angrinste. «Das darf doch nicht wahr sein!», dachte Jochen und spielte einen Augenblick lang mit dem Gedanken, das kopfvoran im Wind vor sich hin baumelnde gläserne Wahrzeichen der Stadt Bellnau durch einen gezielten Steinwurf zu zerstören. Allerdings deprimierte ihn diese Vorstellung nur noch mehr, hatte er doch in seinem scharf auf Dreißig zugehenden Leben noch nie irgendwo ins Schwarze getroffen. Die

Brezel erinnerte ihn an das Abendbrot, das ihm in wenigen Minuten bevorstand. In seiner Mappe lagen zwei plattgedrückte, inzwischen vermutlich von Schmutzwasser aufgeweichte Laugenbrezeln – zwei Exponate des Tages aus der Abteilung «Unser täglich Brot» des Bellnauer Brotmuseums.

Während er das Fahrrad neben sich herschob – zu allem Überfluß war auch noch die Kette abgesprungen – ließ er den heutigen Nachmittag nochmals Revue passieren. Überraschenderweise war sogar eine ganze Gruppe von Besuchern – Japanern (beziehungsweise Koreanern, wie ihn deren Reiseleiterin freundlich aufgeklärt hatte) – aufgetaucht, denen Jochen aber sein mittlerweile beträchtliches Fachwissen aus naheliegenden Gründen nur oberflächlich vermitteln konnte. Denn wie hätte er der Oberkoreanerin klarmachen können, wie sie etwa «Teigteilwirkmaschine», «Hörnchenwickelmaschine», «Fettbackgerät» «Etagenofen» oder «Mehlsiloanlage» übersetzen sollte? Jochen kannte wohl die feinen Unterschiede in der Herstellung und im Aussehen von Weizen-, Weiß-, Salz-, Mohn-, Kümmel-, Doppel- und Roggenbrötchen, aber es schien ihm klar, daß die nur mäßig interessierten Asiaten diese urdeutschen Backwaren allesamt für ungenießbar halten mußten. Oder war er da nur wieder einem eurozentristischen Vorurteil aufgesessen? Er hörte schon die empörten Predigten, die über ihn hereinbrächen, würde er sich eine solche Bemerkung in Gisela Lemmings' Seminar erlauben.

«Sie sollten sich vielleicht zur Sicherheit auch schon mal nach einem anderen Brotberuf umsehen, Herr Bauer», hatte ihm sein Chef, Herr Bödele, heute wieder geraten, nachdem er im Stadtrat über die desolate Lage des Brot-

museums referiert hatte. Daran mußte Jochen denken, als er in seiner überheizten und peinlich ordentlichen Studentenbude mißmutig in eine der Brezeln biß, die zu seiner Überraschung nicht platt und feucht, sondern hart und verdammt trocken waren.

Nach seinem peinlichen Votum war es Beat Inderbitzin irgendwie gelungen, unter undeutlich gemurmelten Hinweisen auf ein «menschliches Bedürfnis» die Berufungskommission zu verlassen. Das Votum war nötig gewesen, damit er sich guten Gewissens entfernen konnte – er hatte seine Pflicht getan. Jetzt eilte er mit weitausholenden Schritten durch die Eingangshalle des historischen Hauptgebäudes der Universität. Er war auf der Suche nach einem Telefon und bereute zum erstenmal seine ansonsten demonstrativ zur Schau getragene Verachtung für Handys. Eine innere Unruhe trieb ihn. Endlich fand er, etwas versteckt zwischen chaotisch tapezierten Anschlagwänden, ein Münztelefon.

«Ja, hallo, hier ist der Beat, ähm, Beat Inderbitzin, Du weißt schon!»

«Ah ja, Tag. Sie waren der Bewerber aus der Schweiz?»

«Ja, ganz korrekt. Ich wollte euch nur zur Sicherheit eigentlich nochmals bestätigen, daß ich also effektiv interessiert bin!»

«Ja», der am anderen Ende der Leitung lachte kurz auf, «das haben wir schon verstanden. Und unter uns gesagt, wir haben uns auch für Sie entschieden!»

Beats Aufregung wurde durch diese Mitteilung noch gesteigert. Er hatte es geschafft! Er klaubte vorsichtig seine Münzen aus dem Apparat und blickte sich wieder su-

chend um. Diesmal fand er schneller, was er gesucht hatte. Er mußte sich erst einmal setzen – fast er hätte er vergessen, die Kabine zu verriegeln. Unglaublich. Sie wollten ihn! Damit hätte er zu allerletzt gerechnet.

Sein erster Auftritt in der WG hatte die Reihe peinlicher Fehlritte fortgesetzt, deren vorerst letztes Glied seine Bemerkung eben in der Sitzung war, und er hatte das Gefühl einer merkwürdigen Deplaziertheit nur verstärkt, das ihn seit seiner Ankunft in Deutschland nicht verlassen hatte.

Zugegeben, er war auf einiges gefaßt gewesen, als er sich nach einigen Fehlschlägen für diese Anzeige am zentralen schwarzen Brett entschieden und einen Vorstellungstermin vereinbart hatte. In vager nostalgischer Erinnerung an seine nun auch schon etwas länger zurückliegende Studentenidylle hatte er beschlossen, sich ungeachtet seines fortgeschrittenen akademischen Grades unter das Studentenvölkchen zu mischen – selbst einen Joint als Empfangsritual hätte er nicht verschmäht. In entsprechender Gesinnung und Aufmachung hatte er sich auf den Weg gemacht.

Beat Inderbitzin hatte zunächst gemeint, sich in der Adresse geirrt zu haben, aber er hatte schließlich nur diese eine an der Stedtnauerstraße, und so bestieg er unverdrossen den Aufzug. Nach wenigen Sekunden öffnete sich die zur siebten Etage des etwas außerhalb des Stadtzentrums gelegenen Neubaus. Er stand plötzlich mitten in der Wohnung.

«Ähm, sorry, ich bin da wohl in den falschen Stock geraten», stotterte Beat Inderbitzin den gutgekleideten Geschäftsmann an, der ihm entgegenkam.

«Asche, Othmar Asche», streckte der ihm die Hand

entgegen, «das glaube ich kaum, Herr ...»

«Beat. Ich denke, wir können uns Du sagen, oder?»

«Na klar, find ich gut! Ich dachte nur: Assistent und so ...» Othmar produzierte ein künstliches Lachen. «Also, damit ich das nicht vergesse: Parkplatz, Swimmingpool im Untergeschoß und Sauna sind inklusive.»

Der Knall einer achtlos heruntergeschlagenen Klobrille ließ Beat aufschrecken. Er hatte sich gerade sorgenvoll vorgestellt, wie er Professor Kupfert in Bern beibringen sollte, daß das heutige Studentenleben etwas anders aussehe, als sie beide das noch erlebt hätten. Kupfert war es nämlich gewesen, der ihn gedrängt hatte, in die «weite Welt hinaus» zu ziehen; er solle doch seine Lehr- und Wanderjahre im «großen Kanton» absolvieren – am besten in Bellnau, wo er, Kupfert, noch über «glänzende Beziehungen» aus seinen eigenen akademischen Anfängen verfüge. Ganz zu schweigen vom fachlichen Gewinn, den der *genius loci* verspräche: Kupfert hatte vielsagend angedeutet, daß die historische Loreley hoch über der Laar, kurz bevor diese ihren weiten Bogen nach Bellnau nimmt, die armen Schiffer ins Unglück getrieben habe – nicht erst Heine habe sie dann effekthascherisch an den Rhein verpflanzt, auch er sei bereits Opfer einer wohl von Brentano über Graf Loeben und Aloys Schreibers «Handbuch für Reisende am Rhein» tradierten Mystifizierung gewesen. Der so einleuchtende Name «Lore Ley» sei nichts als eine Verhunzung der lieblichen «Laarley», ja, es sei nachgerade ein drängendes Forschungsdesiderat und eine überaus lohnende und ja aber auch sehr dankbare Aufgabe für einen jungen Wissenschaftler, dieses Problem einmal in einem geschliffenen kleinen Aufsatz ins rechte Licht zu rücken.

Parkplatz – das konnte er noch verstehen. Aber Sau-

na? Swimmingpool? Diese WG hatte so gar nichts von jenem bohèmeartigen deutschen Kommunardenwesen, für das Beat sich in gespannter Vorfreude gerüstet hatte. Entsprechend unterkühlt war auch die Begegnung mit dem unsympathischen Othmar ausgefallen, der es sich nicht nehmen ließ, ihm die für seine Begriffe luxuriöse Wohnung in allen Details und inklusive ihrer anderen beiden Bewohner (wahrscheinlich alles Wirtschaftsstudenten) vorzuführen. Jetzt fragte er sich gerade, weshalb um alles in der Welt er da zugesagt hatte. Fiel er so leicht auf oberflächliche Schmeicheleien herein? Er hätte nämlich nie damit gerechnet, daß die ihn nehmen würden.

«Fühlt irren Druck im Darm der Gresewitz / Rast er geschwind auf diesen Sitz.» Mühsam hatte Beat unter starken Verrenkungen das Gekritzel an der Kabinenwand entziffert. Den Spruch mehrmals vor sich hin murmelnd, schraubte er die Kappe seines Füllfederhalters auf und setzte stirnrunzelnd zur Korrektur an. Die Tinte wollte auf dem Kunststoffbelag nicht recht halten. Nach einigen Versuchen gelang es ihm dann, das Wort «irren» säuberlich durchzustreichen, das sein metrisches Gefühl, seinen Gleichgewichtssinn beleidigt hatte.

Als plötzlich von außen die Klinke gedrückt wurde, saß er schlagartig kerzengerade. Gottseidank, es war abgeschlossen. Ein gereiztes Räuspern, das zweifellos nur von Gresewitz stammen konnte, rief dem Germanisten Beat in Erinnerung, wieviel Wahrheit doch mitunter in einem einfachen Gedicht steckte ...

«Mann, kapiert doch endlich mal, was in dem Text alles drinsteckt! Du leierst das so teilnahmslos runter! Und los!

Komm! Hopp, hopp, hopp, nochmal ab Cl!» Larissa verdrehte die Augen. Mit krebsrotem Gesicht hüpfte der Mann mit dem stark erblondeten Kurzhaar vor ihr herum und klatschte in die Hände wie ein überdrehter Club-Animator.

«Ger-man Sec-tor, Ger-man Sec-tor, e-hen-dlich ver-ei-heint, feel the spi-rit of free-hee-dom, we are all of one kind!» sang «Mike» ihr zum x-ten Mal voll beängstigender Begeisterung den Refrain des Titelsongs vor. Das 10-Jahre-Mauerfall-Jubiläums-Musical «GS – German Sector 2000» war eine Koproduktion der Musikklassse der Bellnauer Musikhochschule und deren Chemnitzer Pendant. In einem Kraftakt ohnegleichen hatte man unter Mikes Federführung (niemand erinnerte sich an seinen richtigen Namen) Text, Musik, Choreographie – einfach alles in Eigenregie aus dem Boden gestampft. Böse Zungen hatten schon früh gelästert, daß sich die «Brotstadt Bellnau» nicht gerade dazu eigne, nun auch noch «Musical-Stadt» zu werden. Diese bösen Zungen wollte Mike zum Schweigen bringen – notfalls, indem er sie einfach übertönte.

«Ger-man Sec-tor, Ger-man Sec-tor», äffte Larissa ihren Peiniger nach. Sie hatte beschlossen, daß es sinnlos sei, ihm zu erklären, daß sie als Geisteswissenschaftlerin wohl noch besser als er in der Lage sei, zu beurteilen, was in einem Text «steckte» oder nicht.

«Spitze, ja suuper!» Mike klatschte sich mit beiden Händen ekstatisch auf die Schenkel, wobei er elastisch in die Hocke ging.

Am IKS ist auf den 1. März 1999 kurzfristig eine

**Stiftungsgastprofessur (C2)  
auf dem Friedrich-Julius-Lehrstuhl für kulturelle Studien**

zu besetzen. Das IKS sieht seine Aufgabe darin, einerseits der im Stiftungsstatut verankerten Zielsetzung einer interdisziplinären Erforschung der Wechselwirkungen zwischen Technologiefortschritt und kulturellem Wandel im urbanen Raum zu erfüllen und dadurch, andererseits, dem zunehmenden Ruf nach akademischer Etablierung der Kulturwissenschaft nachzukommen. Von der BewerberIn werden Mut und Fähigkeit zu breiter Interdisziplinarität erwartet, bei gleichzeitiger Standfestigkeit im Stammfach, das vorzugsweise im Bereich der Geistes-, Sozial- oder Humanwissenschaften liegen sollte. Der/die Lehrstuhl-InhaberIn ist gleichzeitig InstitutsleiterIn auf Zeit. Er – oder sie – muß die Qualifikation zum Professor / zur Professorin besitzen oder eine gleichwertige Leistung nachweisen können.

Das IKS strebt einen erhöhten Anteil an Frauen im Lehrkörper an. Schwerbehinderte werden bei gleicher Eignung bevorzugt berücksichtigt. Die Ausschreibung richtet sich ausdrücklich auch an BewerberInnen nichtdeutscher Herkunft. Die BewerberInnen werden gebeten, Ihre Unterlagen inkl. Schriftenverzeichnis (keine Schriften im Original beilegen) bis zum 15. Januar 1998 an folgende Adresse einzureichen:

IKS c/o Herzog-Ullrich-Universität zu Bellnau/Laar, z.  
Hd. v. Prof. Dr. phil. Dr. h. c. Martin A. Gresewitz, Mörikeallee 1–10, 79999 Bellnau a. L.

Wenzel Klüstrow blickte, mit der Zeitung kämpfend, selbstzufrieden auf die eindrucksvolle Anzeige – er konnte nicht wissen, daß die Daten keineswegs direkt aus BELLETEV hatten übernommen werden können, Frau Zischer, die 50%-Stelle vom IKS-Sekretariat, hatte den ganzen

Text nochmals abtippen müssen. Beinahe andächtig, als hätte er es mit einem Neugeborenen zu tun, und mit dem Glanz des Triumphs im Auge reichte er das Blatt, das er inzwischen sorgfältig gefaltet hatte, an Jenny Klepzik, die externe Quotenfrau zu seiner Rechten, weiter. Mit dem trockenen Blatt Papier machte auch der Triumph seine Runde: Voller Genugtuung kontrollierte Frau Klepzik die weiblichen Endungen – darin sah sie ihre Aufgabe, und darin durfte sie sich der Rückendeckung durch Prof. Gisela Lemmings gewiß sein. Gröske-Julius hingegen war mit der gebührenden Gewichtung, die dem Technologieaspekt in der Endfassung zuteil geworden war, zufrieden – schließlich war das ganze Institut eine Stiftung seines verbliebenen Schwiegervaters, die ohne die JBSF (Juliuswerke Bellnau, Schmier- und Fettstoffe), den größten Arbeitgeber am Ort, nie zustande gekommen wäre. Der sensible Neugermanist Wembel verspürte einen leichten Stich, als er Gresewitz' Namens ansichtig wurde, und er mußte sich eingestehen, daß da ein Körnchen Eifersucht – oder gar Neid? – durchaus hineinspielte; Henning Wembel beschloß in diesem Augenblick, das besagte Körnchen in einen Perlmutterpanzer einzuschließen, dessen Glanz das trockene Philistertum seiner Kollegen einfach überstrahlen würde – dann würde man ja sehen! Während der letzten Sitzungen war ihm bewußt geworden, daß er auf verlorenem Posten stand: Diese C2-Professur war aufgrund ihrer exponierten Stellung um einiges prestigeträchtiger als seine eigene, ganz gewöhnliche. Die Hausberufungsklausel machte seine Bewerbung aber von vornherein unmöglich. Die letzte Chance erblickte er deshalb darin, Gresewitz als de-facto-Institutsleiter und Beiratspräsidenten zu beerben und somit zum unverzichtbaren Bindeglied zwischen IKS

und geisteswissenschaftlicher Fakultät zu werden. Die Situation war so vertrackt, daß Wembels Neid sich absurderweise sogar auf den akademischen Grünschnabel Inderbitzin erstreckte, der auch diesmal neben ihm saß. Inderbitzins Lage war insofern durchaus außergewöhnlich, als er als einfacher Assistent des soeben entstehenden Instituts schon vor seinem Professor «existierte», ja an dessen Wahl teilnehmen würde – gewöhnlich war exakt das Umgekehrte. Dr. med. Jens Claassen, genannt der «schöne Doktor», Medizinhistoriker und gleichsam Scharnier zu den Naturwissenschaftlern, durchsuchte den Text nach einem einzigen Zauberwort, das ihm gleichsam als Sesam-öffne-Dich die geweihten Gefilde der Geisteswissenschaften erschloß: «Interdisziplinarität». Seinen profunden Foucault-Kenntnissen hatte er es zu verdanken, daß er hier nicht nur geduldet, sondern durchaus geschätzt war – zumindest hatte er selbst diesen Eindruck.

Ein einziger Teilnehmer der Runde blieb von der verhaltenen Aufbruchsstimmung – oder doch wenigstens einer gewissen Genugtuung, die sich bescheiden schon in einem weiblichen Suffix verkörpern konnte – ausgeschlossen: Gresewitz. In der linken Hand hielt er die Zeitung, die rechte fuhr durchs Haar. Eine unendliche Melancholie bemächtigte sich seiner, ja, es war, als nähme er Abschied – aber wovon? Seine Augen strichen mechanisch über die Anzeige, bis er nichts mehr sah, alles verschwamm in fadem Grau, von dem sich nur der schwarze Rahmen abhob, der nun als Horizont seinen Blick begrenzte. Die ersten Zeichen, die er halbbewußt wieder entziffern konnte, lauteten «Prof. Dr. phil. Dr. h. c. Martin A. Gresewitz», und sie trösteten ihn. Doch da wurde ihm plötzlich die schreckliche Bedeutung all dieser Zeichen bewußt: Er hielt

seine eigene Todesanzeige in den Händen. Seine akademische Todesanzeige. Die Zeit seiner Interimsherrschaft im IKS, das auch er als sein Kind reklamierte, war unwider-ruflich vorbei – und damit zugleich seine gesamte universitäre Laufbahn, darüber gab er sich keinen Illusionen hin.

## II

Wir sind alle  
nur für kurz hier eingefädelt,  
aber das Ohr  
hält man uns seither fern,  
uns Kamelen.

*Ilse Aichinger, «Durch und durch» (1978)*

«**W**ieviel Points bringt das Seminar hier eigentlich?»  
«Weiß nicht, Othmar, fünf oder so – aber ich komm eh wegen dem Typ, dem Wembel geb ich mit Sicherheit volle zehn Punkte!»

«Da bist Du nicht alleine. Mit Lyrik hatte ich bisher überhaupt nichts am Hut, aber ich habe gehört, daß der das wohl ganz toll rüberbringt.»

Der Raum war bis auf den letzten Platz besetzt, sogar auf dem Fußboden, den Wänden entlang und auf den Fensterbänken drängten sich die wirrr durcheinander diskutierenden Studenten. Für die meisten war es das erste Hauptseminar, die Spannung war entsprechend groß. An den Tischen, die ein langes Rechteck in der Mitte bildeten, saß die altgediente Elite, die das Treiben der Nachkommen mit Dulderblick ignorierte. Die Luft war schon vor Beginn der Veranstaltung ziemlich verbraucht, die Fenster in dem überheizten Seminarraum beschlagen.

Alle Blicke richteten sich nach vorn, als ein mittelgroßer, auf die Fünfzig zugehender Mann sich an der vorde-

ren Stirnseite des Tischrechtecks erhob, um sich Gehör zu verschaffen – keiner hatte gemerkt, wie er hereingekommen war. Henning Wembel. *Der Wembel*.

Jochen Bauer, der zu den Neuzugängen zählte, hatte ihn sich aufgrund der Mythen, Legenden und Schmähreden derer, die ihn bereits kannten, ganz anders vorgestellt. Schlanker irgendwie; schneidiger und kurzhaariger. Und diese Stimme, die man kaum hörte – doch, jetzt wurde es ruhiger:

«Hallo», sagte Wembel und ließ das O sanft ausklingen. Kurze Pause. «Hallo, ich bin der Henning Wembel, ihr kennt mich ja teilweise schon.» Wembel blickte in scheinbarer Schüchternheit vor sich hin und blätterte dabei gedankenverloren in seinen Unterlagen.

«Unser Thema ist ja die Aichinger, also Lyrik» – Wembel sagte *Lüühryck*. «Ich verstehe gut, wenn das jetzt nicht allen was sagt. Das ändert sich dann schon im Laufe des Semesters. Wenn vielleicht jeder von euch was mitnehmen kann, so ein, zwei Gedichte aus dem Reader, den ich eben mal rumgehen lasse – danke, Larissa –, dann glaub ich schon, daß wir da zusammen was ganz Gutes hinkriegen können.»

Jochen berührte die seltsame Mischung aus betonter Zurückhaltung und dem fast schon sakralen Gestus des Lauschens, den das aufreizend leise Sprechen des Professors provozierte, sehr merkwürdig. Irritiert beobachtete er, wie der innere Kreis in erwartungsvoller Ruhe zuhörte – sie schienen das alles natürlich zu kennen, es aber doch für angebracht zu halten, daß es für die anderen noch einmal gesagt werden mußte –, während das Gros der Anfänger bereits jetzt eifrig mitschrieb. Er wandte sich kurz um und fragte sich, ob er irgendetwas falsch machte oder etwas

verpaßt hatte und kramte nach einem Stift.

«Ich finde es ja, offengestanden, eine denkbar ungünstige Zeit, schon um zehn eß tee anzufangen. Das ist ja echt 'n Witz. Ich würde mal vorschlagen, wir verschieben das Ganze auf den Abend, wenn ihr einverstanden seid – aber bitte sagt das doch nicht gleich dem Gresewitz, das muß nicht sein, ja?» Wembel hatte eine kaum merkliche Pause zwischen Grese- und -witz eingelegt, so daß ein halberlöstes, aber gleich wieder zurückgenommenes Auf-lachen die Gemeinschaft ein erstes Mal verständnisinnig verband.

«Wie wär´s denn, wenn wir wieder eine Blockveranstaltung machen würden. Das war doch letzten Sommer mit Celan in Paris ganz ertragreich», fragte eine gedrungene, unauffällige Studentin mit verbindlichem Lächeln. Jochen fiel das merkwürdige Echo auf, das Wembels Tonfall in diesem Mädchen fand.

«Du, Monika, da wäre ich an sich sofort dabei. Nur scheint mir das bei der Aichinger ein bisschen schwieriger, in spannende Gegenden zu fahren – na ja, gut, Wien ist schon auch ganz schön im Winter, aber wir könnten den Block natürlich auch hier machen.» Dieser Vorschlag schien keine begeisterte Aufnahme zu finden, wie Jochen feststellte. An allen Ecken begannen Flüsterdiskussionen, denen Wembel aber routiniert ein Ende setzte:

«Okee, wir können das ja hinterher im Adelphos noch zu Ende besprechen – das ist so eine liebgewonnene Tradition im Anschluß an die Sitzungen, was Kleines zu Mittag oder so» – kurzer Blick in den inneren Kreis – «jetzt sollten wir, denke ich, doch mal gleich in medias res gehen. Detlef, Du hast uns da ja, glaube ich, für heute was für den Einstieg vorbereitet.»

Anfangs versuchte Jochen noch festzuhalten, was nun kam. Detlef, wohl über Dreißig, eher unscheinbar, durchaus sympathisch, las monoton einen – so mußte Jochen trotz allem annehmen – selbstgeschaffenen Text ab. Es ging um Ilse Aichinger, das schien klar zu sein. Alles andere hätte Jochen bereits zehn Minuten später nicht wiederzugeben vermocht. Er überflog seine Notizen mit den Fetzen dessen, was ihm mitzuschreiben gelungen war:

«... die Grenze, an die die Lyrik uns allererst bringt, ist der Körper. Er beginnt, wo die Sprache aufhört ...» – «... unsere Aufgabe kann nur darin bestehen, diese Einschreibungen zu dechiffrieren. – Wobei freilich unsere hermeneutischen Ergebnisse immer nur Fragmente einer letztlich utopischen Sinnstiftung sein können.» Der Eindruck, hier einiges zu verpassen, wurde Jochen mählich zur Gewißheit. Noch war er sich allerdings nicht im klaren darüber, woran das lag. Der Referent reichte plötzlich zwei Stöße Photokopien herum. Jochen hatte jetzt verstanden, daß Detlef seine Ausführungen an einem Gedicht «festmachen» wollte.

Detlef setzte zu seinen Erläuterungen an, da unterbrach ihn Wembel mit sanftem kollegialem Nachdruck – ihm schien aufgegangen zu sein, daß hier über einige Köpfe hinweggesprochen worden war: «Halt mal noch kurz. – Woran» (Blick in den äußeren Kreis) «erkennen wir eigentlich, daß das ein Gedicht ist?»

Erstaunt sah sich Jochen – und mit ihm die meisten Mitanfänger – das Blatt noch einmal näher an; er hatte die fünf Zeilen kurz durchgelesen und nichts Besonderes dabei gefunden – auch der Zusammenhang mit Detlefs Redeschwall war ihm im übrigen völlig abgegangen. Einige unerträgliche Minuten lang herrschte peinliches Schwei-

gen. Die Kenner schienen sich bewußt zurückzuhalten.

«Ich weiß ja nicht», traute sich eine Rotbackige vor, «vielleicht weil es so kurz ist?»

«Jaaa, mhm. Gut, aber überlegen Sie mal: Ein Kurzinserat könnte noch viel kürzer sein – aber ist es deswegen auch schon ein Gedicht?» Ein erstauntes Raunen wurde hörbar.

«Wenn es allein auf einer leeren Seite gedruckt steht, könnte das heute schon sein, oder?» meinte ein Witzbold herausfordernd.

«Bingo», sagte Wembel ungerührt mit seinem legendären Schluß-O. «Ganz richtig: Ein Gedicht erkennen wir unter anderem daran, daß viel Weiß drumrumsteht. Aber das könnte notfalls auch bei einem Inserat noch der Fall sein. Ja, weiter?»

Plötzlich rief einer übereifrig: «Ja, aber die Zeilen!»

Die klassische Frau-Frau hat vor Jahrzehnten einmal ein Studium (vorzugsweise der Soziologie oder doch wenigstens Sozialpädagogik) abgebrochen, um vorübergehend eine Freundin im benachbarten Frauenbuchladen zu vertreten. Daraus wurden Jahre, die meist noch heute andauern. Heute kann sie in den allerverschiedensten «Zusammenhängen» angetroffen werden – mit der klassischen Feministin, der Ökofrau, der Selbstverwirklicherin, der Bücherfrau oder der Toscana-Töpferin ist sie lediglich partiell deckungsgleich. Je älter sie wird, desto unaufhaltsamer wird sie zur zweifelsfrei bestimmbaren Frau-Frau. Ihrer Stimme fehlt die Schärfe der Neuemanzipierten – das haben wir längst hinter uns. Ihrer Stimme fehlt es aber auch an Wärme und Weichheit – das hat man uns genommen. Spöttischer Vorwurf und

nommen. Spöttischer Vorwurf und bornierte Betroffenheit treffen sich in einer habituell-penetranten Gereiztheit. Hals und Ohren zieren großformatige, gern an Formen und Stoffe der Natur erinnernde Schmuckstücke, welche einerseits die Zuordnung zum Typus der Frau-Frau erleichtern, letztere andererseits aber durchaus zieren, wenn auch unter Vermeidung von Erscheinungsweisen, die gemeinhin undifferenziert als «weiblich» betrachtet werden. Unter der wahlweise hennaroten oder aber graumelierten stacheligen Kurzhaarfrisur mit obligatorischen, nach unten spitz zulaufenden Koteletten (so nennt man sie jedenfalls bei Männern) erhebt sich nicht minder spitz ein bizarres, asymmetrisches Kunstwerk aus diesmal eher naturfremden Stoffen wie Glas, Aluminium, Titan, ja: Kunststoff, über das – wiewohl es den Durchblick erleichtern soll – gerne hinweggeblickt wird. Zum Essen bestellt die Frau-Frau unbedingt eine Weißwein-Schorle mit einem Extraschuß Mineralwasser.

Jenny Klepzik jedenfalls war eine Frau-Frau. Probleme mit Männern kannte sie nicht – sie ließen sie zum Glück mehr oder weniger kalt. Sie hatte sich in ihren früheren Jahren so ausführlich mit allerlei Geschlechterkonstruktionen herumschlagen müssen, daß es ihr inzwischen völlig gleichgültig war, ob es so etwas wie Geschlechter (welcher Art auch immer) überhaupt gab – und mancher ihrer zahlreichen Bekannten hatte sich insgeheim schon einmal bei dem Gedanken ertappt, daß das zumindest in ihrem eigenen Fall durchaus fraglich erschien. Sogar eine eigene Buchhandlung hatte Jenny Klepzik, mit stark vertretenem Frauen-Sortiment.

In diese gut eingeführte Buchhandlung mit dem Namen «UraNuss», die dank ihrer zentralen Lage an der Mö-

rike-Allee gleichzeitig als Universitätsbuchhandlung fun-  
gierte, trat kurz vor elf an jenem Dienstagvormittag  
schwungvoll Doktor Jens Claassen. Jenny Klepzik wollte  
den Kommissions-Kollegen mit einem fast einladenden  
Lächeln begrüßen, der aber machte keinerlei Anstalten, sie  
zu erkennen.

«Tag. Vielleicht können Sie mir helfen, Fräulein.» Frau  
Klepzik war sprachlos.

«Ich such da was für meine kleine Freundin, wissen  
Sie, so einen romantischen Schmöker, zum Geburtstag.  
Was von der Cartland oder was in der Richtung.»

«So, so, eine «kleine Freundin» haben Sie also», und  
dann betonte sie spitz jede Silbe, «Herr Dok-tor Claa-  
ssen!»

Claassen blickte irritiert auf: «Ach ja, wir kennen uns  
wohl, ja?» und lächelte versuchsweise versöhnlich.

«Tja, das tun wir wohl, nicht? Aber für den Ge-  
schmack sind Sie hier, fürchte ich, nicht ganz richtig. Aber  
Augenblick mal, da war doch kürzlich dieses Seminar über  
Trivialliteratur, ich glaube fast, ich habe da noch so einen  
Nackensteißer.» Claassen schien nicht zu verstehen. Jenny  
Klepzik reichte ihm einen dicken Taschenbuchband, auf  
dessen goldbeschriftetem Umschlagbild sich ein langhaari-  
ger Hüner mit entblößter Kämpferbrust vor exotischer  
Urwaldkulisse über eine holde Schönheit mit verrutschtem  
Ballkleid beugte, als wollte er ihr sogleich sein gesundes  
Gebiß in den elfenbeinfarbenen Hals schlagen.

Und nun geschah das Unfaßbare: Der schöne Doktor  
schien vollauf zufrieden. Die Buchhändlerin wartete noch  
einige Sekunden, ob ihre Rache nicht doch noch einschlü-  
ge – aber nein, seine Züge verklärten sich geradezu, und  
mit den Worten «Vielen Dank, guter Service hier!» bezahl-

te er und war verschwunden, ohne zu erfahren, woher er  
Jenny Klepzik kannte. Aber er sollte sie noch kennen ler-  
nen ...

Am Ende eines schlecht beleuchteten Ganges im ersten  
Untergeschoß des Instituts für Germanistik bereitete Pro-  
fessor Wenzel Klüstrow eine Überraschung vor. Hier war  
sein Reich. Seit Jahrzehnten. Und seit Jahren hatte sich –  
abgesehen von vereinzelt skurril veranlagten Studenten  
– niemand mehr hierher verlaufen («Klüstrophobie» war  
der gängige institutsinterne Ausdruck für die Gefühle, die  
einem das Interieur hinter der Panzertür mit der Auf-  
schrift «BELLTEV – Prof. W. Klüstrow» mit dem hand-  
schriftlich hinzugekritzelten Zusatz «Entwicklungszen-  
trum» einflößte).

Klüstrow hatte ohne Zwischenfälle alles vorbereitet,  
als der Gast, den er in freudiger Erregung erwartete, auch  
schon am anderen Ende des Ganges zielstrebig um die  
Ecke bog. Als erstes befremdete Peter Gröske-Julius der  
eigentümliche Geruch, dessen Zusammensetzung er  
schwer zu beschreiben vermocht hätte.

«Ich hab ein *gutes* Gefühl!» begrüßte Klüstrow den  
IKS-Mäzen mit seiner Standardwendung, in die er die ver-  
schiedensten Ausdrucksnuancen zu legen wußte. Meist  
betonte er exaltiert das vorletzte Wort, unterstrichen  
durch eine beinahe hüpfende, auftrumpfende Bewegung,  
die Hand, Kopf und Bein einschloß. Obwohl er vor Klü-  
strows Eigenheiten hinreichend hätte gewarnt sein sollen,  
wich Gröske vor soviel Begeisterung beinahe unwillkürlich  
zurück.

«Na, dann führen Sie mich doch bitte mal in Ihr Aller-

heiligstes!» Gröske bemühte sich um einen möglichst unverbindlich-jovialen Tonfall.

Klüstrow ließ sich nicht zweimal bitten. Mit leicht gebeugtem Rücken, eingezogenem Kopf und angelegten Ellbogen tänzelte er voraus und führte das Opfer in seine Höhle.

Gröske sollte als Elektronik-Experte für die interimistische IKS-Leitung prüfen, ob der kostengünstige Einsatz des Klüstrowschen Systems einer teuren Neuanschaffung für das junge Institut vorzuziehen sei. Sein Vorwissen beschränkte sich darauf, was man früher oder später unvermeidlich erfuhr, wenn man mit den Mitarbeitern des Germanistischen Instituts näheren Umgang pflegte: Das System BELLTEV erlaubte die datentechnische Bearbeitung umfangreicher wissenschaftlicher Editionen einschließlich verschiedener textkritischer Apparate, Register und Anhänge. Jeder Vergleich zu gängigen Textverarbeitungsprogrammen war, soviel hatte Gröske verstanden, tabu. BELLTEV – die Abkürzung stand schlicht für «Bellnauer Textverarbeitungssystem 1961» – war nicht mehr und nicht weniger als Klüstrows Lebenswerk und hatte ihn Hunderte von Überstunden, drei Dioptrien und eine Ehefrau gekostet. Der Ingenieur Gröske, trotz seiner Überzeugung dem Mythos gegenüber nicht ganz immun, konnte jedoch eine gewisse Enttäuschung nicht verhehlen, als er auf den antiquierten, in flimmernden Grün-Pixeln leuchtenden Bildschirm blickte, der, schwer erkennbar, über sieben Zeilen hinweg den aus einzelnen Buchstaben zusammengesetzten Schriftzug «BELLTEV» zeigte. Gröske war einigermaßen hilflos und setzte versuchsweise eine interessierte Miene auf.

«So. Und jetzt kommt's – Achtung!» Klüstrow rieb

sich die Hände. «Jetzt dürfen Sie mal ganz vorsichtig die Wagenrücklauf Taste betätigen – aber vorsichtig, wenn ich bitten darf!»

Gröske tat, wie er geheißen wurde, und verfolgte, was sich tat: Langsam begann der Schriftzug zu blinken und unter hörbarer Schwerarbeit der Maschine erschienen die Worte «Herzlich willkommen zu dieser Sitzung! Wollen Sie Musik hören – 01!». Klüstrow war nicht mehr zu halten.

«Tja, jetzt wissen Sie nicht mehr weiter, Herr Fachmann, was? Aber ich verrate es Ihnen!» Mit spitzen Fingern tippte Klüstrow eigenhändig die Ziffernfolge 0-1 ein und gab dann in einer hektischen Rückzugsbewegung den Blick auf den Bildschirm frei – obwohl dort alles blieb, wie es war. Etwas anderes geschah allerdings. Zaghaf und dünn erklangen abgehackte elektronische Staccato-Signaltöne, deren Abfolge – einige Toleranz und Musikalität vorausgesetzt – von ferne an Beethovens «Für Elise» erinnerte. Gröske starrte stumpf vor sich hin und erwog seinerseits Rückzugsstrategien, aber er wußte nicht, wie er es anfangen sollte.

«Das ist also das Neueste, was wir» – Klüstrow wählte wohl den Plural, um über sein Einzelgängertum im «Entwicklungszentrum» hinwegzutäuschen – «in der diesjährigen Herbstversion zu bieten haben. Eine willkommene kleine Aufheiterung. Ich muß sagen, ich hab ein gutes Gefühl!»

Gröske-Julius ritt der Teufel. Er griff in seine Tasche und praktizierte eines seiner Mobiltelefone hervor. «Jetzt passen Sie mal auf, Kollege, was dieses kleine Wunderding diesen Herbst zu bieten hat.» Nun war es Klüstrow, der verunsichert innehielt. Und siehe da, auf einmal erklang

eine mehrstimmige Bach-Fuge in vergleichsweise passabler Klangqualität.

«Jaaa, da staunen Sie! Das war aber noch lange nicht alles, Sie Spaßvogel. Was darfs denn als nächstes sein? «Happy Birthday» vielleicht für die neue Version? «Jingle Bells?»» Grüske hätte später selbst nicht mehr zu sagen vermocht, was ihn dazu gebracht hatte, sich derart aggressiv in Rage zu reden.

Als er sich aber umdrehte, sah er, daß Wenzel Klüströw längst mit entrücktem Gesichtsausdruck vor einem anderen grünlich glimmenden Bildschirm kauerte und endlose Befehlsketten eingab. Grüske-Julius schlich sich, von akuter Klüstrophobie gepackt, davon – er hatte ganz und gar kein gutes Gefühl mehr.

Das Seminar zog sich in die Länge. Als allen klar geworden war, woran «wir ein Gedicht erkennen» (Jochen hatte inzwischen gelernt, was ein Enjambement war), war Detlef wieder zum Zug gekommen, der während Wembels verbalen Zaubertricks ins zweite Glied hatte zurücktreten müssen und etwas verloren herumgestanden hatte.

«Gut. Ich fange mal an: *Durch und durch*. – *Wir sind alle*», hier umfaßte Detlef die Gemeinde mit einer vielsagenden, umschreibenden Geste seines rechten Zeigefingers, «*nur für kurz hier eingefädelt*. Da ist eigentlich schon alles drin, worauf es, wie gesagt, bei Lyrik ankommt: Autor – lyrisches Ich – Leser. Als zeitweilige Zweck- und Diskursgemeinschaft (*nur für kurz*). Dadurch *machen* wir das Gedicht, wir *sind* es.» Detlef Koenig pausierte, Wembel übernahm.

«Sehr schön Detlef, vielleicht hat von Euch jemand noch ne Wahrnehmung? Nein? Ich wollte nur kurz darauf

aufmerksam machen, also mir ist aufgegangen, daß die temporale Deixis im vierten Vers, die geht ja völlig ins Leere: Dieses *seither* kann sich höchstens auf den Beginn des Einfädels beziehen», Wembel hielt nachdenklich inne, «aber das ist irgendwie auch wenig befriedigend ...»

«Ja, aber das *kurz*, das ja eine zeitliche Dauer bezeichnet, scheint mir doch der Referenzpunkt zu sein. Das heißt dann also quasi: «seit wir mal kurz hier eingefädelt waren» – also so seh ich das jedenfalls» – das kam von einer ganz in Schwarz Gekleideten aus dem Kreis der Wisenden. Wembel gab ihr sofort recht, er machte keine Anstalten, sich zu verteidigen, was Jochen doch etwas erstaunte.

«Literatur», fuhr Wembel fort, «und ganz besonders die Lyrik sind, das mag sich für einige hier noch merkwürdig anhören» – der innere Kreis nickte – «in allererster Linie selbstbezüglich oder autoreferentiell, das heißt, sie meint eigentlich nur sich selber und nicht irgendwas anderes». Pause. Jochen runzelte die Stirn. Er fühlte, wie sich Widerspruch in ihm zu regen begann, ja wie eine Art Empörung in ihm aufstieg. Er hatte plötzlich das Bedürfnis, die ganze Literatur gegen diesen Angriff in Schutz zu nehmen, gleichzeitig fühlte er sich aber auch machtlos, noch zu schwach und wenig gerüstet.

«Man kann das auch an unserem kleinen Aichinger-Muster sehr schön zeigen: *Wir* – am Anfang –, das sind die *Kamele* vom Schluß. So weit, so gut. So dreht sich das ganze Gedicht dazwischen nur um dieses *Wir*, das man natürlich schon auch mit einem gewissen Recht auch auf uns Leser beziehen könnte. Ich behaupte jetzt aber einfach mal, daß das die Wörter selber sind, die, indem sie das aussprechen – sich selbst aussprechen, das Gedicht, die

*Textur*, weben. Schauen Sie sich mal eben die typographische Gestalt des Gedichts an:» – Blättergeraschel – «Das Gewebe – der *Text* – der ein- oder aufgefädelten Wörter bildet in abwechselnd langen und kurzen *Stichen* (griechisch *hò stíchos* – Larissa, korrigier mich bitte – heißt ja auch Verszeile) – ein Kamel mit zwei Höckern. Und exakt an der topographisch tiefsten Stelle, im Textloch sozusagen, steht das *Öhr*. So, jetzt aber Schluß, jetzt seid ihr dran!»

Detlef übernahm. «Wir sind alle olle Kamellen», sagte er mit tiefem Ernst vor sich hin und schwieg. Jochen stutzte. Er glaubte diesmal, wirklich nicht richtig gehört zu haben.

«Ja, eben: *alle ... Kamele*», fuhr Detlef fort, «das Lyrische flackert doch gerade an solchen tektonischen Randverschiebungen von Sinnflächen und -ebenen auf. Die ollen Kamellen bilden, wie wir gerade sehr schön vorgeführt bekommen haben, gleichsam eine Rechtsaußen-Klammer im ersten und im letzten Vers, ja als erstes und letztes Wort, und umspielen dadurch sehr schön ironisch das Öhr in der Mitte; gleichzeitig wird dadurch das durch das Kamel aufgerufene biblische Assoziationsfeld subversiv unterlaufen.»

Wembel wiegte abwägend sein Haupt hin und her. Aber dann nahm er den Ball doch auf: «Na, das tut das Kamel in seiner Ambivalenz an dieser Stelle doch schon so, aber wenn schon, sollte einen vielleicht doch auch das Ohr im Öhr hell-hörig machen!» schmunzelte er selbstzufrieden.

«Entschuldigung», hörte Jochen sich da plötzlich sagen, «das könnte doch auch die merkwürdige Formulierung *«jemandem etwas fernhalten»* erklären; man sagt näm-

lich *«jemandem sein Ohr leihen» ...»*

Na also, es schien doch gar nicht so schwer zu sein, da mitzureden! Eben noch erstaunt über seinen eigenen Mut, kam Jochen langsam auf den Geschmack. Und richtig: Wembel nickte langsam und sah ihm dabei tiefsinnig direkt in die Augen. Alle Müdigkeit war verflogen, eine Hitzewelle durchlief Jochen. Gleich doppelte er nach: «Sollten wir nicht langsam auch mal auf den Titel eingehen? Mir ist nämlich aufgefallen, daß dieses *Durch und durch* ja eine gängige Redensart ist. Und die verweist doch, denke ich, direkt auf dieses: «Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher ins Reich Gottes komme», wie es bei Matthäus heißt –» Jochen hielt einen Moment inne, als fürchtete er, bei seinem unverhofften Höhenflug plötzlich abzustürzen. Aber die Strömung riß ihn rechtzeitig wieder aufwärts: «Ja, denn das ganze Gedicht lebt ja von der Spannung und dem Wechselspiel dieser beiden Redensarten, die durch das *wir* existentiell auf uns Leser bezogen werden: Ist es nicht merkwürdig, daß dieses *wir* einerseits eingefädelt ist – oder zumindest war – und andererseits, *seither*, wie es heißt, das Öhr davon ferngehalten wird, das doch die Voraussetzung des Einfädels ist?» Jochen merkte, wie es um ihn herum still geworden war. Wembel sah ihn ermutigend an. «Bei einem Gedicht – und erst recht bei einem so kurzen», erklärte Jochen sich selbst und seinen Zuhörern, «kommt es aber auf jedes einzelne Wort an. So könnte doch das *hier* im zweiten Vers unser Verhaftetsein, unser *«kurzes Einfädeltsein»* – in Verpflichtungen, Partnerschaften, Seminare, vielleicht im irdischen Leben überhaupt – meinen, im Gegensatz zu jenem anderen Reich (verkürzend gesagt), in das *DAS Öhr* uns Kamele führen könnte, wenn es nicht von uns fern-

gehalten würde. *Durch* und *durch* ist also – bei aller scheinbaren Ähnlichkeit – zweierlei, eine Alternative.»

Jochen war während seiner Auslegung unwillkürlich aufgestanden. Nun stand er da, mit geröteten Wangen, alles blickte zu ihm auf, bis er sich zögernd und von einem plötzlichen Unbehagen ergriffen linkisch setzte. Effektiv ertönte genau in diesem Augenblick das erlösende Klingelzeichen, das das Ende der Sitzung markierte. In dem engen Raum brach Tumult aus, Wembel erhob sich und versuchte, noch irgendwelche zeitlichen Ansagen zur nächsten Sitzung durchzugeben und freute sich, «möglichst viele von euch gleich anschließend im Adelphos noch auf ein Glas zu treffen». Jochen hörte überhaupt nichts mehr.

Da war sie. Die Ellbogen auf den Tisch, den braunen Lockenkopf in die Hände gestützt, sah sie ihn an. Da waren sie. Diese Augen. Tiefschwarze, große Augen, wie sie nach Jochens Erfahrung nur in Romanen vorkommen. Larissa lächelte ihn an. – Tat sie das wirklich?

Alles drängte stolpernd und nach Mappen und Jacken greifend dem Ausgang zu. Jochen bemühte sich, Larissa nicht aus den Augen zu verlieren: Er hatte alles genau berechnet, so daß er von der restlichen Kamelherde genau mit ihr durch die Tür gedrückt werden mußte. Aber soweit kam es nicht, denn kurz davor wurde wie aus dem Nichts Othmar Asche vor ihn gespült.

«Ganz toll, was Du Dir da aus den Fingern gesaugt hast, echt. Wo hast Du denn *das* Geschwafel gefunden?» bemerkte Othmar herablassend. In diesem Augenblick verschwand Larissa in der Tür – nein, sie drehte sich noch einmal kurz um – vielleicht hatte sie den Kommentar hören können, fuhr es Jochen durch den Kopf, und er ärger-

te sich. Othmar steckte sich eine Zigarette in den Mund. «*Das* hier ist ne Camel im Ohr – das wäre wenigstens eine originelle Bemerkung gewesen!» sagte er. Larissa war weg.

«Mach's doch besser», murmelte Jochen abwesend. Unter anderen Umständen hätte er sich für diese schlichte Antwort ohrfeigen können, jetzt aber sah er zu, daß er ins Freie kam. Aber Larissa war weg.

Auf der Treppe zog Jochen tief die kühle Luft ein. Er mochte es gar nicht, im Mittelpunkt zu stehen, aber diesmal war ihm – der Reaktion der Mitstudenten nach zu urteilen – wirklich etwas Besonderes gelungen. Gedankenverloren ging er die Paul-Franck-Straße zur Bushaltestelle hinunter. Ob es sich lohnte, über Mittag schnell nach Hause zu gehen? Jochen sah den gelben Bus Nr. 46 um die Ecke biegen. Zu spät. Er blieb kurz stehen, drehte sich um und ging entschlossen auf das bunt geschmückte Lokal mit der neongelben Aufschrift «Adelphos» zu.

Mit einiger Kraftanstrengung drückte Jochen die schwere Glastüre nach innen, die im selben Moment ein lautes Klingeln wie von einer Schulhausglocke auslöste. Jochen sah sich in dem kitschig-chaotisch nach dem Vorbild eines Themenparks eingerichteten Lokal suchend um, bis er endlich in einer hinteren Ecke des Restaurants bekannte Gesichter erblickte. Der ganze innere Kreis hatte sich um einige zusammengerückte Tische in einer schummrig beleuchteten, grottenartigen Apsis unter der Überschrift «Olympia» geschart, Wembel in der Mitte, daneben – natürlich – Detlef. Ein paar andere Studenten – offensichtlich zum ersten Mal dabei – saßen etwas unsicher am Rand.

«Aha, unser Neuer», sagte Wembel freundlich, der ihn offenbar die ganze Zeit über seine Brillengläser hinweg

beobachtet hatte, und einige Gesichter drehten sich nach Jochen um. Nun lief er schon wieder Gefahr, in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit zu geraten. «Schön, daß du doch noch gekommen bist. Setz dich doch zu uns. Wir rücken alle ein bißchen zusammen, ja?»

Schon während des Seminars war Jochen aufgefallen, daß Wembel einige Teilnehmer duzte, andere wiederum siezte, und er hatte sich gefragt, ob dem wohl ein System zugrunde liege. Durfte er diese ihm spontan unangenehme Anrede als Sympathiebekundung, ja etwa gar als Einladung in den Inneren Kreis werten?

Jochen war bei der Vorstellung, noch mehr Zeit in dieser Runde verbringen zu müssen, plötzlich unwohl. «Äh, ich wollte eigentlich nur schnell ...» stammelte er, nach einer Ausrede suchend, «sagen, daß ich wahrscheinlich nächstes Mal nicht kommen kann.» Scheiße. Was war das jetzt? «Schon in Ordnung. Schön, daß du noch reingeschaut hast», meinte Wembel. Und er lächelte. – Das war ja ganz einfach gewesen, und doch mußte sich Jochen eine leise Enttäuschung darüber eingestehen, daß man ihn so einfach hatte gehen lassen. Er murmelte noch einen Gruß und drehte sich um. Als er wieder an der Theke vorbeiging, stellte sich ihm ein kleinwüchsiger Kellner in den Weg. «Suche Sie ein Tisch? Habe Sie reserviert?» Jochen verneinte mit gequältem Lächeln.

«Ah, da bist du ja», sagte da jemand von rechts. «Wir gehören zusammen. Also, das heißt, er sitzt hier bei mir.» Mit ihren großen Augen lächelte ihn die Unbekannte aus dem Seminar an – Larissa. Jochen spürte, wie ihm das Blut in den Kopf schoß.

Der Kellner zwängte sich ungeduldig vorbei. Dann drehte er sich aber gleich wieder um: Ihre langen dunkel-

braunen Locken sprangen lustig um ein schön gerundetes, offenes Gesicht. Die warmen, klaren Augen waren von lebendiger Ausdrucksfähigkeit. Sie spiegelten Fröhlichkeit oder Traurigkeit, Nachdenken oder Ausgelassenheit – und stets strahlten sie eine wache, heitere Ruhe aus und wirkten auf das Gegenüber beinahe unausweichlich einnehmend.

«Komm setz dich.» Sie war von ihrem Zweiertisch, der etwas abseits in der «Mykene»-Nische stand, aufgestanden, und ließ Jochen Platz nehmen. Die Wände waren von großformatigen Plakaten bedeckt, wie sie sonst in Reisebüros hängen. Auf dem über Larissas Tisch war das Löwentor im Abendlicht abgebildet.

«Du wolltest doch nicht schon wieder gehen?»

Jochen log: «Nein, nein, ich habe nur schnell dem Wembel noch was sagen müssen. – Und dir, haben sie dir etwa keinen Zutritt zum engeren Kreis gewährt?»

«Ach laß, ignorier sie einfach. Möchtest Du Dir was bestellen, das geht schnell hier. Oder warte, nimm doch das hier, das ist ausgezeichnet» – Larissa, sie schien sich ihrer Wirkung durchaus bewußt zu sein, drehte sich nach dem Kellner um – «noch einmal dasselbe: einen griechischen Salat, ja? und ein Souvlaki. Was trinkst du?» – «Das gleiche wie du.» – «Also, noch ein Glas Wein, bitte.»

Jochen schluckte. Das Tempo war er nicht gewohnt. Er merkte, daß er seinen Mantel noch gar nicht ausgezogen hatte. Umständlich schälte er sich aus den Ärmeln und legte den Mantel auf seine hirschlederne Mappe, die er auf den Stuhl neben sich gelegt hatte. Sie saßen sich einen Moment lang gegenüber, ohne etwas zu sagen. Jochen spürte deutlich, wie sein Puls in den Schläfen schlug.

«Man muß hier ziemlich laut reden, damit man über-

haupt etwas versteht», sagte er schließlich.

«Ja, ich versteh dich aber trotzdem», lachte sein Gegenüber. Es war ein bestrickendes, sonniges Lachen. «Ich heiße jedenfalls Larissa, und wer bist du?»

«Entschuldige. Jochen. Jochen Bauer. Ich studiere Germanistik, Musikwissenschaft und alte Sprachen, also Latein und Griechisch.» Der Kellner brachte das Essen und stellte ein Glas Weißwein so schwungvoll daneben, daß etwas davon überschwappte.

«Das war heute übrigens mein erstes Seminar bei Wembel», setzte Jochen neu an. Er versuchte, seine Nervosität abzustreifen, indem er etwas lauter sprach und energisch zum Salzstreuer griff, der eine Miniaturausgabe der Akropolis darstellte. «Entschuldige, eine schlechte Gewohnheit von mir», sagte er beinahe fröhlich und streute eine beachtliche Menge Salz über die Salatblätter.

«Dafür brauchst du dich doch nicht zu entschuldigen! – Das hätte man übrigens nicht gedacht, du hast ja wie ein alter Hase mitdiskutiert vorhin. Das machen sonst nur alte Hasen – du weißt ja, was ich meine.» Sie lachte. War sie etwa auch nervös? Jochen beobachtete, wie Larissas schöne Hand zitterte, als sie nach dem Weinglas griff. «Aber eigentlich sind diese komischen Seminar-Hasen doch alle gleich theoriegrau! Ich glaube, ich wäre noch erstickt, wenn Du uns nicht Luft gemacht hättest.»

Es gibt wenig, was als so beglückend erlebt werden kann wie die Erfahrung, auf einen anderen Menschen zu stoßen, den zu treffen man niemals erwartet, ja nicht mehr zu hoffen gewagt hat, dessen Ansichten und Einsichten, dessen Gedanken, Gefühle und Sehnsüchte einem wie das Spiegelbild der eigenen erscheinen müßten, wären sie nicht ganz und gar durchdrungen vom Allereigensten, Unwie-

derholbaren dieses in jeder Hinsicht ganz Anderen, Unbekannten und doch so schlagartig Vertrauten. Es läßt sich hinterher nicht mehr sagen, wer den ersten Ball geworfen, wer ihn zurückgegeben hat, nur eines spürt man immer stärker: wie einen dieser sich auf jedem Weg verstärkende Wechselstrom auf immer höheren Wellen nach oben schaukelt, bis man gemeinsam auf dem Olymp ankommt, wo doch die geistige Klarheit nicht im geringsten getrübt, nein, nur noch an Schärfe und Strahlkraft gewinnt. Beinahe störend erlebt man nun, was einem sonst vielleicht einmal im Leben nur auffällt: wie beschränkt, wie einschränkend, wie linear und vor allem – wie langsam doch die Sprache ist angesichts der Überfülle der längst sich verstehenden Gedanken und Gefühle. Immer hinken die Worte den sie erst erzeugenden Gedanken hinterher, die sie in solch überbordender Fülle zugleich überrollen, daß sie, die heillos Zurückgebliebenen, in ihrem strengen Gänsemarsch unweigerlich über einander zu stolpern beginnen. Und das ist nur die eine Seite. Auf diesen Strom trifft von der anderen Seite ein gänzlich anders gefärbter – gemeinsam erheben sie sich in ein überschäumendes Sprudeln, dessen Farbe in einem ganz neuen Ton gleißt, in dem die beiden ursprünglichen aufgehoben sind. Und über allem spannt sich – in diesem seltensten der seltenen Fälle – der Himmel der Verliebtheit.

Plötzlich stand sie.

«Also dann, mach's gut!» strahlte sie ihn an – und war weg. Mit Henning Wembel. Über den war man sich auf dem Olymp eben noch völlig einig gewesen, und nun das: Wembel hatte wohl den gleichen Heimweg wie Larissa, oder so ähnlich. Konnte das denn wahr sein? Jochen war ratlos ...

### III

«Und wissen Sie, was diese, diese Klepzik da sagt?» Anja Zischer, eine alterslos gealterte Mittfünfzigerin mit sauber hochgestecktem Haar, hatte Ihren Chef in der Berufungskommission vertreten dürfen und berichtete nun in aller Breite.

«Nein, was denn?» fragte Gresewitz beiläufig und leicht gereizt, während er in seinem großen Büro mit prächtiger Aussicht geschäftig die inzwischen allzu zahlreich eingegangenen Bewerbungsunterlagen potentieller künftiger IKS-Chefs durchsah.

«Halten Sie sich da bitte raus, Frau Zischer!» sagt die zu mir! Und dabei hab ich sie doch nur darauf hingewiesen daß Sie, Herr Professor, sich deutlich für einen *europäischen* Kandidaten ausgesprochen haben – das war doch richtig, oder?»

«Völlig richtig, Frau Zischer, lassen Sie sich von der Klepzik nicht kirre machen. Wenn man die in Ruhe läßt, kann man sie hinterher auch besser übergehen, dann hat sie ihren Teil beigetragen und ist zufrieden. Der dürfen Sie nie direkt widersprechen, sonst verkeilt sie sich hoffnungslos in die Sache und blockiert sie auf unabsehbare Zeit.» Gresewitz fuhr sich hastig durchs Haar; er tat sich einiges auf sein politisch-psychologisches Geschick zugute. Sein Blick war soeben auf die Akte einer Dame mit, wie er fand, ziemlich ansprechendem Paßfoto gefallen.

«Sagen Sie mal, Frau Zischer, was war denn mit der hier, warten Sie: Drobitzki, Gudrun Drobitzki, erinnern Sie sich an die?»

«Ich brauche mich nicht zu erinnern, ich habe mir hier alles notiert. Für so etwas ist Steno auch heute noch gut! Also, ja, da hab ich's: Die Gudrun Drobitzki hat Professor Wembel bearbeitet: PD in Göttingen, Psychologin, Dölle-Schülerin, solide Arbeiten, bißchen stark eingeschränkt auf Entwicklungspsychologie, war dafür in den USA, einen kleinen Aufsatz über Literaturpsychologie könnte man als interdisziplinär durchgehen lassen. Wembel scheint sie zu favorisieren.»

«Wie alt ist die denn?» fragte Gresewitz leicht abwesend, entdeckte dann aber, daß er ja ihren Lebenslauf in der Hand hielt: «Ach ja, geboren 1943 – das Foto ist wohl auch aus besseren Tagen. Gut, weiter. Wen hat denn mein Freund Klüstrow ins Rennen gebracht?»

«Klüstrow, Klüstrow, warten Sie mal – hier! So einen Ostgoten, wie ich immer sage, einen Litauer, glaube ich. Smetona Jurgis heißt der – oder umgekehrt.»

«Jurgis ist der Vorname, denke ich. Typisch Wenzel, der kriegt immer die richtigen. Und was hat der Herr Smetona zu bieten?»

«Eine ganze Menge», Frau Zischer kramte in ihren Notizen, «schier unüberblickbares Publikationsverzeichnis, breite Interessenstreuung, Komparatist, zahlreiche Editionen und Monographien, scheint ein hervorragender Germanist zu sein, aber auch philosophisch sehr gebildet. Kommt aber allerdings von ganz schön weit her. – Ach ja, und das Beste ist: Der Mann ist knapp 40 und damit der Jüngste von allen. Klüstrow schien ziemlich begeistert.»

«Und wo liegt der Haken? Wer war dagegen?»

«Wie gesagt: Balte, Ostblock und so, sie wissen schon, Visum, Rentenkasse, Krankenkasse, Versicherung und so weiter. Rein technische Probleme. Allerdings waren Claas-

sen und Gröske-Julius offensichtlich dagegen, und zwar nur, weil der aus Richtung Osten kommt – glaube ich jedenfalls. Die wollen wohl irgend so einen Ami-Star, aber sowas ist da ja sowieso nicht mit dabei. – Na gut, das heißt Star wohl schon, aber ...»

«Aber?» Gresewitz drehte sich nach seiner treuen Gehilfin um.

«Na ja, der Schultze-Seiler hat sich ja beworben, das wissen Sie doch.»

«Gar nichts weiß ich, dafür habe ich Sie ja geschickt. – Aber was sagen Sie da? Das kann doch fast nicht sein? Der hat zwei Lehrstühle, einen in Frankfurt/Oder, einen in Princeton, er vertritt zwei Fächer, und jetzt hat der nix Besseres im Sinn als ausgerechnet in Bellnau vorzusingen? Daß ich nicht lache.»

«Ja, ich weiß auch nicht, Claassen meinte, der will da wohl freie Hand haben und das Institut zum Schultze-Seiler-Institut umfunktionieren. Und Claassen und Gröske-Julius scheinen da auch gar nichts dagegen zu haben.»

Gresewitz schüttelte den Kopf. «Gut, lassen Sie das, das muß ich mir jetzt doch mal selber noch näher ansehen. Sagten Sie nicht vorhin, daß unser aller Oberhaupt Gröske-Julius außer der Reihe einen eigenen Kandidaten aus dem Ärmel gezaubert hat?»

«Ja, richtig. Irgend ein ...», Frau Zischer zögerte, «doch, der heißt wirklich so: Rüdiger Julius. Privatdozent der Ethnologie in Bamberg, sonst noch nirgends weiter in Erscheinung getreten, zu dem konnte oder wollte keiner was sagen, aber Gröske scheint den ganz toll zu finden.»

«Kann ich mir vorstellen», preßte Gresewitz, dem derlei Auswahlverfahren ein Graus waren, sarkastisch hervor, «der scheint ja zumindest einen guten Namen zu haben.»

Die Straße lief oberhalb der Laar parallel zum Fluß. Beat gab Gas. Insgesamt ergab sich ein gewaltiger Bogen, der die Kleinstadt Bellnau und das noch kleinere mittelalterliche Handelsstädtchen Stedtnau verband. Es war eines der ersten Herbstwochenenden, an denen Beat Inderbitzin nach seinem ereignisreichen Umzug in die Wohngemeinschaft der Bessergestellten wirklich frei hatte. An die wenigen Verpflichtungen im Auftrag von Gresewitz hatte er sich inzwischen gewöhnt. Seine eigentlichen universitären Aufgaben konnte er noch nicht antreten, schließlich war er als Assistent für die IKS-Stiftungsprofessur engagiert, und das Bewerbungsverfahren war eben erst angelaufen. Professor Kupfert hatte ihm ja geraten, möglichst viel zu publizieren, und so hatte er sich vorgenommen, zu tun, was er konnte. An einem so wunderschönen Nachmittag die ganze Zeit zu Hause zu sitzen und nur zu lesen oder zu schreiben – das war allerdings entschieden nichts für Beat Inderbitzin. Abgehobene Theorie, dröges Philistertum und Papierkramerei ohne praktischen Bezug waren seine Sache nicht. Es ließ ihn unweigerlich melancholisch werden, und diese Stimmung, so schön sie sein konnte, wurde er dann schwer wieder los – am besten noch durch ausführliche Spaziergänge. So hatte er sich gegen Abend in seinen grasgrünen alten Polo gesetzt und war einfach losgefahren, um die Gegend zu erkunden.

Der grüne Wagen fuhr in einer weiten Kurve, die nicht enden zu wollen schien, laaraufwärts. Beat kamen nur wenige Wochenendausflügler in ihren familienfreundlichen Kombis entgegen. Links lag der Fluß unter ihm, rechts erhob sich eine ziemlich steile, waldige Böschung. Es war

dunkler geworden, einige Wolken spiegelten sich gemeinsam mit den letzten schrägen Sonnenstrahlen, die über die Hügel kamen, auf der nur ganz leicht gekräuselten Wasseroberfläche. Die Laar floß ruhig, aber stetig; hin und wieder wurde sie durch kleine Felsriffe zerteilt. Kurz vor Stedtnau fuhr Beat rechts in eine kleine, abfallverschmutzte Parkbucht, von der aus ein Fußpfad aufwärts führte. Die Luft war kühl, Beat griff sich seine Jacke vom Beifahrersitz.

Zügig schritt er bergan. Ein kleiner, kurvenreicher Weg führte oberhalb der Straße auf einer dritten Ebene den Fluß entlang zurück Richtung Bellnau. Der Waldläufer genoß durch die Buchenstämme hindurch die wunderbare Aussicht auf die Laar und die rotbeschienenen kleinen Dörfer am anderen Ufer. Beat dachte darüber nach, ob er nicht doch einen Fehler gemacht hatte, als er in diese Wohngemeinschaft eingezogen war. Othmar Asche hatte sich ausgerechnet als Germanistikstudent, als «Kollege» im engeren Sinne quasi, entpuppt, und das war Beat nicht angenehm, in diesem Fall nicht, und das schien auf Gegenseitigkeit zu beruhen. Mit gesenktem Kopf dachte er nach. Seine Füße gingen über raschelndes Laub, das schon sehr reichlich gefallen war und dessen Farbe man im Halbdunkel kaum mehr erkennen konnte. Er erinnerte sich an alte Zeiten, als er auf Familienspaziergängen fast bis zu den Knien im Laub versunken war. Einmal schreckte er auf, als ein älthlicher Jogger in grotesker Montur, den er wegen des Geraschels nicht hatte kommen hören, in Begleitung eines greisen, herzkranken Rauhhaardackels grußlos an ihm vorüberhechelte.

Der Weg stieg leicht an und wurde etwas schmaler. Rechts fiel die Böschung steiler und felsiger als zuvor zur

Straße hin ab. Beat hörte Stimmen. Einsame Spaziergänge waren ihm am liebsten, er wollte den Weg und den Wald für sich haben, und er fürchtete, daß hier nun gleich mehrere Konkurrenten plump scherzend und schnatternd und ohne Verständnis für die Schönheit ihrer Umgebung auf ihn zukämen, etwa eine rüstige Rentnerrunde, die nur auf ihren Stammtisch zusteuerte. Aber es kam niemand. Beat blieb stehen. Es war, als rufe da jemand. Nein, das war Musik. Gesang. Vielleicht Pfadfinder. Dafür war es aber wiederum zu schwach. Es kam eindeutig von vorne. Beat hörte jetzt, daß es eine einzelne Stimme war, die von allen Seiten merkwürdig zurückgeworfen zu werden schien. Vielleicht war es ein Radio? Er war unschlüssig, ob er umkehren oder weitergehen sollte. Schließlich ging er weiter. Er ging direkt auf die Stimme, eine weibliche Stimme zu, sie wurde immer lauter und deutlicher. Als der Pfad wieder breiter wurde, öffnete er sich auf eine Art runde Lichtung oder Rastplatz mit Feuerstelle und Holzbänken, der Fels ragte hier, schräg überhängend, etwas weiter über die Straße, so daß man den Eindruck hatte, direkt über dem Fluß zu stehen.

Da war sie. Da waren diese Augen. Sie sahen ihn nicht, aber er sah sie. Auf einer der schlichten Sitzbänke aus halben Baumstämmen saß sie im abendlichen Halbdunkel – ein Mädchen, eine junge Frau, eine Elfe, eine Göttin. Beat blieb, an einen Baum gelehnt, stehen und sah. Er sah sie. Braune Locken, schwarze Augen, auf den Knien eine Gitarre. Und sie sang – ein Liebeslied. Ob es für ihn war?

«... Endlich vereint, ... endlich vereint», summte das Mädchen und probierte einige Gitarrengriffe aus. Wie schön, dachte Beat unwillkürlich. Trotz des altertümlich anmutenden Textes schien ihm die Melodie sehr modern

zu sein. Und seine Melancholie wuchs ins Unermeßliche. Doch anders als sonst verspürte er eine niegekannte Süße. «Und das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan ...». – Ja natürlich: die Laarley! Beat mußte plötzlich über sich selbst lächeln – es war ein trauriges Lächeln.

Die holde Sängerin schien das zu merken, denn sie schreckte plötzlich auf.

«Mein Gott, wer sind Sie denn? Wissen Sie eigentlich, wie sehr sie mich erschreckt haben?»

«Ah, ja, sorry, das war natürlich nicht meine Absicht! Ich wollte ihnen bloß ein wenig zuhören. Ich heiße übrigens Beat, hallo!» Beat streckte ihr seine Hand entgegen.

«Hallo, ich bin Larissa.» Die Laarley schien einigermassen beruhigt.

«Ist es nicht hier oben zum Singen nicht schaurig kalt – könnte ich mir vorstellen?»

«Na ja, schon, aber ich kann ja sonst nirgends üben. In meiner Bude ist es zu hellhörig, da beschwerten sich immer alle gleich. Und hier kommt ja kaum jemand vorbei – außer Ihnen vielleicht», Larissa lächelte schelmisch. «Was machen Sie hier überhaupt?»

«Gute Frage!» Beat lachte etwas gezwungen und wiegte seinen Kopf schwerfällig hin und her. «Ja, was mache ich hier eigentlich? Ich gehe schlicht und einfach spazieren, ein wenig den Kopf lüften, oder!»

Beat war hingerissen, so schnell hatte sich noch nie ein Gespräch mit einer Frau ergeben. Er beschloß aufs Ganze gehen:

«Kann ich dich auf Bellnau oder anderswo hin mitnehmen? Ich habe mein Auto da unten bei der Straße parkiert.»

Er konnte. Als sie im Auto saßen, erklärte Larissa ihm,

daß sie keineswegs aus freien Stücken Liebeslieder auf Waldlichtungen sang, sondern für das in der ganzen Gegend heiß diskutierte Musical «German Sector» üben mußte, von dem Beat noch nichts gehört hatte. Sie bat ihn, sie direkt an der Bellnauer Stadthalle beim Franck-Park abzusetzen.

Nachdem sie in der Dunkelheit verschwunden war, blieb Beat noch lange im Auto sitzen und überlegte, ob er auf sie warten sollte. Schmunzelnd dachte er an Professor Kupfert, wie er ihm die Lorelei – das heißt natürlich: die Laarley – ans Herz gelegt und ihn gleichzeitig mit weltläufig-erfahrener Miene vor übermäßiger Ablenkung durch echte Bellnauerinnen aus Fleisch und Blut gewarnt hatte. Wie aber, dachte Beat, wenn das eine nicht ohne das andere möglich wäre? Und mutig beschloß er, es darauf ankommen zu lassen. Laa-ri-ssa!

Das Bellnauer Brotmuseum war ein Relikt aus den Tagen des Aufbruchs Anfang der siebziger Jahre, als man dem sprunghaften Wachstum der Kleinstadt durch deren Aufwertung zum regionalen Kulturzentrum Rechnung zu tragen versucht hatte. Damals hatte man sich auf das in der «Brotstadt Bellnau» traditionell stark vertretene Bäckerhandwerk zurückbesonnen und sich zur Gründung eines monumentalen Brotmuseums entschlossen. Wie so viele große Würfe aus jener Zeit, hatte sich das Projekt schon nach kurzer Zeit als völlig überrissen erwiesen, aber nun war es einmal da – und auch nicht unpraktisch, konnte man doch stets darauf verweisen, wenn sich von links wieder einmal die Frage der «Kulturförderung» erhob. Um seine Daseinsberechtigung unter Beweis zu stellen, organi-

sierte das Brotmuseum in Gestalt des Stiftungsrats in unregelmäßigen Abständen Sonderausstellungen.

All dies war Jochen zur Genüge bekannt, aber auch reichlich gleichgültig. Er wischte stoisch Staub von den unförmigen Maschinen, von Geräten, versteinerten Brotwaren und Vitrinen, die er später im Magazin verstauen mußte. Er – sonst gab es niemanden, der dies hätte tun können – war dazu ausersehen worden, die bevorstehende Sonderausstellung zum Thema «Brot im Dritten Reich. Die Mystifizierung eines Grundnahrungsmittels durch den Nationalsozialismus».

Es war heute, wie meistens, noch kein einziger Besucher erschienen, dessen Beobachtung wenigstens etwas Abwechslung versprochen hätte. Aber Jochen arbeitete rein mechanisch, mit seinen Gedanken war er ohnehin ganz woanders.

Was wäre, wenn sich plötzlich die Tür öffnete und Larissa einträte? Wie würde sie aussehen? Was würde sie von ihm denken? Was würde er sagen? Er hatte sich mehr als einen Satz zurechtgelegt, der ihm notfalls aus der Patsche helfen könnte, jedoch war er sich gar nicht so sicher, ob er es sich wirklich wünschte.

Überhaupt, seit er sie kannte, wenn auch noch nicht gut, versuchte er unbewußt alles durch *ihre* Augen zu sehen, vor allem sich selbst. Und seine Situation an diesem höchst seltsamen Ort erschien ihm mehr und mehr unerträglich. Die Nazi-Brötchen-Schau, wie er sie bei sich nannte, setzte der Groteske nur die Krone auf. Jochen beschloß, bei nächstbesten Gelegenheit, am besten noch heute, zu kündigen.

Dr. Beat Inderbitzin saß, feucht von Schweiß und Regen, in der penibel aufgeräumten Küche der Wohngemeinschaft an der Stedtnauerstraße. Vor sich hatte er ein Glas frischgepreßten Orangensaft. Sein Zimmernachbar Detlef Kiesel drückte, in tiefes Schweigen versunken, mit Hilfe eines Löffels umständlich und mit unendlicher Sorgfalt einen Vanille-Teebeutel aus. Gedankenverloren arbeitete Beat verschiedene Papierbündel, Gratisanzeiger und Broschüren durch, die von Susanne, der einzigen weiblichen Mitbewohnerin, zu ordentlichen kleinen Stapeln aufgeschichtet und auf der Anrichte zwischengelagert worden waren. Wie so viele seiner literaturwissenschaftlichen Fachkollegen litt Beat an Lese-Zwang. Egal in welcher Größe, Farbe oder Form: Aneinandergereihte Buchstaben übten auf ihn eine magische Wirkung aus, der er nichts entgegenzusetzen hatte (Professor Kupfert hatte sich anlässlich eines gemeinsamen Pflicht-Abstechers in den Louvre während des Pariser Heine-Symposiums 1997 darüber verwundert gezeigt, daß Beat sich einzig für die «zum Teil fahrlässig unpräzisen» Bildunterschriften interessiert habe).

Widrige Umstände – eine bis zwei Uhr morgens andauernde, jedoch bedenklich inhaltslose Faschismus-Diskussion mit Othmar am Vorabend, die sich an der geplanten Ausstellung «Brot im Dritten Reich» entzündet hatte, sowie ein morgendlicher feiner Nieselregen – hatten Beat auch an diesem Vormittag nicht davon abhalten können, seinen gewohnten Rhythmus beizubehalten: Seit seinem Einzug hatte er eisern jeden Morgen in einem bordeauxroten Trainingsanzug sein kleines Morgenprogramm absolviert – ob Othmars Bemerkung, der Anzug habe etwas «Kultiges» an sich, spöttisch oder anerkennend gemeint war, hatte er noch nicht herausgefunden. In locke-

rem Trab die Stedtnauerstraße hinunter bis zum Laar-Ufer, einige Lockerungsübungen, dann in strafferem Tempo wieder die Böschung hoch, Kehrtwende beim Spielplatz und im Eilmarsch zurück. Aus Rücksicht auf Othmar, dessen Zimmer genau neben dem Liftschacht lag, erklimm der gefürchtete Frühaufsteher die sieben Stockwerke bei der Rückkehr gewöhnlich zu Fuß. Es gehörte zu Beats Morgenritual, sich nach getaner Arbeit nicht sofort den Schweiß von der Haut zu duschen, sondern zuerst eine Weile am riesigen Glastisch in der Küche zu sitzen, die Beine von sich zu strecken, ein Glas Saft zu trinken und die wohltuende Ruhe vor dem allmorgendlichen Geschwätz zu genießen. Detlef, Susanne und Othmar erschienen verlässlich in dieser Reihenfolge und mit zunehmender Penetranz.

Beat studierte gerade mit gerunzelter Stirn den Bettelbrief eines Hilfswerks, das sich um notleidende Tiere in Kriegsgebieten kümmerte, als ihm ein handbeschriebener Notizzettel in die Hände fiel, der wohl versehentlich unter den Papierstapel geraten war. Mit professionellem Philologenblick untersuchte Beat das Blatt. Den feinen blauen Linien nach zu urteilen, stammte das Blatt wohl aus einem jener kleinen Notizbücher aus der Uni-Papeterie. Die sorgsam in türkisfarbener Tinte kalligraphierten Buchstaben ließen jedoch nicht eindeutig auf eine ihm bekannte Handschrift schließen, noch nicht einmal darauf, ob das Geschriebene von Frauen- oder von Männerhand stammte. Beat las:

### **Lento**

*Empfangene Küsse  
– verbleibt nicht lang die Süsse.  
Verrauschte Flüsse  
Erquicken nicht. Was uns am meisten  
erfreut: entspringt aus Gegenwärtigkeit.  
Der Liebe Hand  
Sich gnädig gezeigt.  
Das Blatt hat sich gewandt  
Das Gefühl sich neiget.*

Beat wurde beim Durchlesen von einem seltsamen Schauder ergriffen. Das Gedicht war schlecht. Jämmerlich schlecht sogar. Daran konnte gar kein Zweifel bestehen. Aber doch: Vielleicht hatte jemand sein ganzes Herzblut in das Gedicht hineingegossen. Beat hatte plötzlich ein Gefühl, als müsste er den Zufallsfund vor fremden Augen und Händen schützen. Detlef saß so nahe bei Beat, daß es hätte auffallen müssen, wenn er das Blatt unauffällig zu sich genommen hätte – überdies hatte sein Trainingsanzug auch gar keine Taschen. Steckte er es jedoch einfach zurück in den Stapel, bestünde die Gefahr, daß es in falsche Hände geriete. Es blieb nur noch die Flucht nach vorn: das Blatt auf dem Tisch liegen lassen, eine Zeitung drüber, dann beides beiläufig mitnehmen. Beat hatte den komplizierten Ablauf noch nicht zu Ende durchdacht, als ihm Detlef das Papier blitzschnell aus der Hand riß.

«Darf ich mal sehen, Beatus? Was ist das denn, ein Liebesbrief oder was?» Detlef lehnte sich in seinem Stuhl zurück, und hielt den Zettel mit hochgezogenen Brauen, als wäre er weitsichtig, in großem Abstand von sich. Er hielt den Kopf schräg und deklamierte mit verdrehten Augen: «Empfaangene Küüsse – verbleeeibt nicht laang die Süüüße.» Dann senkte er den Blick und hauchte mit

gespieltem Ernst: «Das ist ja genial. Großartig. Friederike Kempner hat einen würdigen Nachfolger gefunden! Darf ich das dem Wembel zeigen? Bitte, bitte! Der freut sich doch über sowas!»

Beat befand sich in einer unangenehmen Zwickmühle. Einerseits fühlte er sich, als wäre er soeben beim Blättern in einem fremden Tagebuch ertappt worden, andererseits stand er nun plötzlich als der Autor da, was er aber nicht so ohne weiteres richtigstellen konnte, denn es widerstrebt seinem Gerechtigkeitsgefühl, sich auf Kosten anderer lustig zu machen:

«Komm jetzt, Detlef, laß das. Ich glaube nämlich nicht, daß diejenige, die das verfaßte, das so lustig fände.» Beat streckte Detlef die Hand entgegen, als würde er ein kleines Kind bitten, ein verbotenes Feuerzeug wieder zurückzugeben.

«Moment! Wer sagt denn eigentlich, dass eine Sie diese herrlichen Zeilen zu Papier gebracht hat? Das sieht mir doch schwer nach einer Männerhand aus. Und ich glaube» – hier setzte er eine vielsagende Kunstpause – «ich kenne den Poeten persönlich: Er wohnt nicht weit von dir, genaugenommen in der gleichen Wohnung. – Mann Beat, hast du eigentlich nicht gemerkt, daß Othmar mit seinen Gedanken in letzter Zeit ganz woanders ist?» Dann senkte er den Kopf und flüsterte Beat vertraulich zu: «Also, Mister Schweiz, ich erklär dir das jetzt mal. Den guten Othmar hat's erwischt. Will sagen: schwer verliebt. Und die Dame ist romantisch, steht nicht auf Auto, Sauna, Handy und so. Ja, und da läuft doch momentan <Vielseitig>, dieser Poesiewettbewerb an der Uni. Und um die Dame zu beeindruckern, ist unser Otti seit neuestem unter die Dichter gegangen. Und unter uns gesagt: Mit diesem <Lento> ist

ihm doch garantiert der erste Preis sicher!».

Eigentlich mochte Beat Detlef eindeutig lieber als Othmar, von dem er von Anfang an mit einer gewissen Herablassung behandelt, wenn nicht überhaupt ignoriert worden war, aber der unverhohlene Sarkasmus in Detlefs Ausführungen war ihm nun doch äußerst unangenehm. So fragte er beiläufig: «Ach so, nein, das wußte ich nicht. Wer ist dann die Glückliche?»

Detlef verzog beinahe schmerzvoll das Gesicht: «Larissa. Larissa Dominici heißt sie.» Beat blieb das Herz stehen. «Hat so was Südländisches, gutaussehend, mit großen Titten und so» fuhr Detlef fort, «weißt du, ich kenn die schon lange. Die erzählt mir alles. Und eins sag' ich dir: Wenn Frauen einen so ins Vertrauen ziehen, dann hast du sie schon halb im Bett. Du weißt, was ich meine. Und mit der wird's da nicht langweilig, das schwöre ich dir. Brauchst dir nur mal ihren Mund anzusehen. Aber ich werd's ja bald hautnah erfahren.»

Beat war wie in Trance. Daß Susanne und dann auch Othmar die Küche betraten, nahm er nur noch halbbewußt wahr. Detlef, der große Feminist. Der Geschlechterkonstruktexperte. Der Literaturgourmet, der seinem Vorbild nachwembelte. Redete daher wie der schlimmste Macho. Seine Larissa, seine Laarissa, seine Laarley, seine Göttin. Und der kühle Othmar wiederum als rührseliger Minnesänger – die Situation war in höchstem Maße absurd. Ja, überhaupt: Was war denn mit ihm selbst?

Susanne holte ihn wieder auf die Erde zurück: «Herr Doktor, ich hab noch ein Hühnchen mit dir zu rupfen. Das geht natürlich nicht an, frühmorgens so einen Lärm zu veranstalten, kapiert?»

Beat wurde rot. «Oh, Entschuldigung, Susann. Das

wollte ich nicht. Der Detlef und ich witzelten effektiv nur ein wenig in der Küche herum.»

Sie tippte ihm mit dem Zeigefinger auf die Nase: «He, das war doch nur Spaß. Nimm doch nicht alles so ernst. Überhaupt, was ist eigentlich los heute früh, das ist ja wie an einer Beerdigung hier!»

Leif Dombrowski konnte nach wenigen Sekunden mit stupender Treffsicherheit Automarke, Nationalität, Beruf, Alter und Charakter seiner Kunden erraten. Die Tankstelle mit angegliedertem Schnellimbis – als «Leifs Tanke» bekannt, war sie ein beliebter Treffpunkt von Jugendlichen, Fernfahrern und Alleingeblienen – lag zentral an der großen Landstraße zwischen Bellnau und Stedtnau, kurz vor dem Autobahnzubringer.

Dombrowski war ein Hüne, der in letzter Zeit allerdings stark an Gewicht zugelegt hatte. Sein Gesicht mit den listigen Knopfaugen befand sich aufgrund der beträchtlichen Doppelkinnunterlage stets in leichter Schräglage. Von seiner Höhe sah er mit einer gewissen natürlichen Überlegenheit auf die Welt. Leif konnte es mit allen, er vermittelte bei Streitfällen, beriet seine Kunden stets kompetent und mit trockenem Humor, ihn brachte so schnell nichts aus der Ruhe.

Über allem hing ein seltsamer Geruch – es war mit gewissen täglichen Schwankungen immer derselbe –, der sich aus erhitztem Frittieröl, Abgasen, Motorenöl und Zuckerwatte zusammensetzte. Leifs Tanke war der einzige Ort weit und breit, wo man ganzjährig und rund um die Uhr Zuckerwatte bekam. Dieser Geruch war einzigartig, wer ihn kannte, erkannte ihn sofort und überall wieder –

man hatte den Eindruck daß er noch stärker als jeder Geruch ohnehin die damit verbundene Situation heraufbeschwor.

Bei Leif trafen sich alle, buchstäblich alle: die Arbeiter der nahen Juliuswerke, die beiden stadtbekanntesten Bellnauer Penner, die bei Leif zu jeder Jahreszeit Unterschlupf fanden, die amerikanischen Gastkünstler, die für das Musical «German Sector» probten, Studenten, Schüler, Hausfrauen, Universitätsprofessoren, ja sogar Gisela Lemmings.

Letzteres war keineswegs selbstverständlich. Auf dem Heimweg – die Historikerin wohnte in Stedtnau – mußte Frau Lemmings an einem unwirtlichen Donnerstagabend kurz nach den letzten Bellnauer Häusern feststellen, daß ihr Wagen den Geist aufzugeben drohte. Sie erinnerte sich an das schlecht beleuchtete Hinweisschild, das auf «Leifs Tanke» aufmerksam machte und schaffte es noch bis kurz vor die Einfahrt. Seufzend und nicht ohne Unbehagen näherte sie sich der Flachdach-Bude, vor der sich wie üblich einiges Volk tummelte, und zwar von der Sorte, mit der sie sonst keinen Umgang pflegte (nicht aus Überheblichkeit, nein, eher aus Unkenntnis und Ängstlichkeit). Sie holte tief und entschieden Luft, wie sie es zu tun pflegte, bevor sie die Tür zum vollbesetzten Vorlesungssaal aufstieß. Aber hier verhielt es sich anders. Der Lärmpegel veränderte sich durch ihr Erscheinen nicht im geringsten, niemand schien Notiz von ihr und ihrem Problem zu nehmen – erst nach einigem Herumfragen stellte sie fest, daß sie von einigen Gestalten ausdruckslos gemustert wurde. Schließlich stieß sie auf den Chef und schilderte ihm ihre Notlage:

«Mein Auto da unten will nicht mehr.»

Keine Reaktion.

«Sind Sie hier der Bereichszuständige für die Tankstelle? Mein PKW, der steht da drüben an der Einfahrt – also das ist mir noch die passiert! Der will einfach nicht mehr ...»

«Uni?»

Gisela Lemmings hob verduzt die Augenbrauen. «In der Tat, ja. Aber mich würde jetzt eigentlich eher interessieren ...»

«Historikerin, stimmt´s?»

«Jetzt sagen Sie mal – wie kommen Sie eigentlich darauf?»

Endlich schien der brummige Fleischberg aufzutauen. Er nickte mit stolzem Lächeln.

«Kann ja gar nicht anders sein. Die andern kenn ich nämlich alle schon. – So. Ihr Renault ist also in die Knie gegangen, sagen Sie. Na ja, jetzt, würd ich sagen, trinken Sie erstmal in aller Ruhe einen auf Kosten des Hauses, ich kümmer mich da schon drum.»

Einerseits erleichtert, aber auch wiederum verunsichert angesichts der sie dichtgedrängt umgebenden Gäste, erklimmte Frau Professorin Gisela Lemmings einen der speckig-rotledern bezogenen Barhocker. Höflich grüßte sie zur Seite, wo ein etwa vierzigjähriger junger Mann in einem weißen Feinripp-T-Shirt und nicht minder enganliegenden Lederhosen lässig Bier aus einer Dose trank.

«Hi, ich bin Mike», strahlte der sie an, während sie entgegen aller Gewohnheit ebenfalls eine Dose Bier in Empfang nahm.

An diesem Abend unterhielt sich Frau Lemmings bei weiteren Dosen so angeregt mit dem amerikanischen Musical-Regisseur, daß sie völlig vergaß, wie und weshalb sie

an diesen Ort gekommen war, als plötzlich Leif Dombrowski hinter der Bar auftauchte und nebenhin brummte:

«So. Die Kiste dürfte es jetzt noch bis nach Hause schaffen. Aber bringen Sie den Wagen mal übers Wochenende vorbei, dann setzen wir das auf eine Rechnung. Klar?»

Gisela Lemmings rappelte sich auf und wurde schlagartig gewahr, daß sie es versäumt hatte, ihren Gatten über ihren Verbleib zu informieren. So etwas war ihr noch nie passiert. Ganze drei Stunden hatte sie nun mit einem – wer weiß, vielleicht sogar homosexuellen – amerikanischen Mann ungezwungen über Gott, das Musical und den Rest der Welt geplaudert. Etwas benommen ruckelte sie in ihrem notdürftig wiederhergestellten Auto Richtung Stedtau. Das Autoradio lief in voller Lautstärke.

Das «Adelphos» war beinahe leer. Nur in der kleinen «Delphi»-Nische, in der man auf einer niedrigen, steinernen Bank rund um einen Omphalos-Stein saß, hockten zwei junge Frauen, die Köpfe dicht beieinander. Es war wieder Freitag. Orakel-Tag. Jeden zweiten Freitag traf sich Susanne Reuter nach dem Latinum-Kurs mit ihrer besten Freundin Kiki Wentzlaff, dem «Orakel», um mit ihr zu besprechen, was sie gerade beschäftigte, vor allem aber, um wieder einmal so richtig ablästern und klatschen zu können.

Kiki war eine eher unscheinbare Gestalt, sie trug die geraden schwarzen Haare lang und sorgsam gepflegt, und ihr schmaler Körper steckte fast immer in weitgeschnittenen Pullovers, deren überlange Ärmel sie gerne über die Hände zog. Ihr schmales, etwas trauriges Gesicht war

meist sehr blaß – trotz Susannes gutgemeinten Ratschlägen war sie niemals geschminkt, noch hatte sie jemals Schmuck getragen. Ihre Stimme war ruhig, leise, aber von einer überraschenden Bestimmtheit. – Susanne war das pure Gegenteil: Sie war außergewöhnlich groß, strotzte vor Gesundheit und hatte eine Vorliebe für schrille, bunte Kleider. Ihr volles blondes Haar, um das sie manche beneideten, hatte sie meist zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden. Sie redete gern und viel – und laut. Daher lief das Zweiertreffen in der Regel etwas einseitig ab. Susanne war es, die mit Entschiedenheit die Gesprächsthemen bestimmte und häufig auch allein bestritt. Kikis Beitrag beschränkte sich in der Regel auf das Beisteuern einzelner Stichworte oder einer abschließenden Bemerkung. Diesmal hatte Susanne gleich wieder losgelegt:

«Hör zu. Du kennst ja diesen Assi von Gresewitz, diesen Beat Inderbitzin, ja? Also seit der bei uns eingezogen ist, ist der Teufel los. Das heißt, eigentlich kann er selbst ja gar nichts dafür. Aber Othmar kann ihn nicht leiden. Da hat von Anfang an etwas nicht gestimmt. Mit Detlef ging es eine ganze Zeitlang gut. Aber mittlerweile gehen auch die sich aus dem Weg. Und weißt Du warum?» Kiki schüttelte den Kopf. «Ich sag es dir, meine liebe Kiki: Sie sind verknallt!», rief Susanne triumphierend. «Aber es kommt noch besser: alle drei in dieselbe! Ist das nicht irre?» Es hat sowieso keinen Sinn, Susanne zu unterbrechen, wenn sie einmal in Fahrt ist, dachte Kiki.

«Ich schwör's dir, die gehen richtig ran. Othmar, der in seinem ganzen Leben noch nie freiwillig etwas Gereimtes gelesen hat, sülzt auf einmal Gedichte; Detlef macht einen auf Macker, und unseren Schweizer, ja den hat es, glaube ich, richtig gefährlich erwischt. Der rennt sich die Lunge

aus dem Leib, und sonst sitzt er einfach trübselig da. Und jetzt schreibt auch der noch Gedichte, habe ich zufällig gesehen. Würde mich nicht wundern, wenn es noch zu einem Duell käme, die haben sich da dermaßen reingesteigert. Jetzt wollen sie nämlich alle drei am Wettbewerb teilnehmen.»

«Darf ich mal zwischenfragen, wer eigentlich das Opfer ist?» fragte Kiki harmlos.

«Na ja», Susanne machte eine wegwerfende Handbewegung, «das spielt ja im Prinzip gar keine Rolle. Du hast doch auch deine Lemmings gelesen: Männer begehren eh nur irgend ein Traumbild, das hat dann gar nichts mit der wirklichen Frau zu tun. Ja, Mensch, so eine Tusse halt aus dem Hauptstudium. Melissa oder so.»

Kiki lächelte: «Oh, oh, Susanne, höre ich da gar Eifersucht heraus? Du meinst doch bestimmt Larissa, die schöne Larissa, die beim Gresewitz immer ganz vorne sitzt?»

«Gut, Orakel, du hast ja gewonnen. Aber glaubst du vielleicht, das sei lustig, wenn die die von morgens bis abends nur von *einer* reden?!» Trotzig-schmollend setzte sie hinzu: «Ich meine, ich finde den Detlef schließlich auch ganz nett.»

«Susanne, jetzt hör mir mal genau zu. Da gibt es nur eine Lösung. Du erinnerst dich an das Oberseminar bei der Lemmings über Liebesdiskurse?» Ihre Freundin nickte. «Gut. Und was haben wir da gelernt? Das Phallische ist zur Diktatur gezwungen, es sei denn, man ...»

«Du meinst ... das wäre aber zu gemein, oder?»

Kiki nickte langsam. «Doch, genau das meine ich. Du musst deine Männer erziehen und beherrschen. Ich habe auch schon einen Plan für dich ...»

«Ihr sagt mir jetzt bitte, was los ist, ja? Das ist ja nicht zum Aushalten! Keiner redet mehr ein Wort, wie soll denn das weitergehen? Also lange mache ich das nicht mehr mit, ist – das – klar?!»

Susanne Reuter stand, die Hände in die Seiten gestemmt, in der Küche der Wohngemeinschaft und sah ihre drei Mitbewohner nacheinander mit flammendem Blick in die Augen. Detlef, Beat und Othmar saßen schuldbewußt und kleinlaut am Küchentisch. Es herrschte beklemmendes Schweigen. Vorsichtig setzte Beat seine Kaffeetasse ab, als fürchtete er, zuviel Lärm zu verursachen. Othmar blies den Rauch seiner Zigarette in kleinen Kringeln in die Luft. Die Schachtel war schon wieder fast leer. Schließlich war es Detlef, der Susanne nun offiziell in die aberwitzige Wette des Trios einweihte:

«Das mag jetzt komisch klingen, was ich dir da erzähle. Ich weiß eigentlich auch nicht mehr genau, wie das alles angefangen hat. Also, ich will nicht um den heißen Brei herum reden. Wir, das heißt: wir drei, haben alle ein Auge auf die gleiche Frau geworfen» – außer in Gegenwart von Susanne pflegte Detlef Frauen grundsätzlich entweder als «Zicken» oder «Tussen» zu bezeichnen, wie Beat festgestellt hatte – «ja, und deshalb hängen hier auch so dicke Wolken in letzter Zeit. Und weil wir alle richtig galante Kavaliere sind, haben wir uns halt was ganz Besonders ausgedacht. Und zwar folgendes: Jeder von uns schreibt ein Gedicht auf Larissa – ach ja so heißt die Frau übrigens.» Susanne hörte zu, als hätte sie nichts gehört.

«Aha. Das habt ihr euch wohl bei diesem Besäufnis am letzten «Männerabend» ausgedacht, was?»

«Nun ja» fuhr Detlef mit Engelsmiene fort, «du weißt

ja, wie wir Männer so sind» – Beat fand Detlefs heuchlerische Tour langsam unausstehlich – «aber es kommt noch besser: Wir haben alle unsere Gedichte an «Vielseitig» eingeschickt, du weißt schon, diesen Poesiewettbewerb an der Uni. Und wer den Wettbewerb gewinnt, das heißt: wer am weitesten kommt, der kriegt auch den ersten Preis.»

«Den ersten Preis?» Susanne spielte die Unschuldige.

«Tja, der erste Preis, der wird selbstverständlich in Naturalien ausbezahlt.» Das kam von Othmar, begleitet von einem dreckigen Lachen.

Susanne war nun zwar doch schockiert über diese geballte männliche Primitivität und Dummheit, aber sie war fest entschlossen, den mit Kiki gefaßten Plan bis zum Ende durchzuführen. Und so verbarg sie ihre Empörung und setzte ein verschmitztes Lächeln auf:

«Oh là là, das ist aber süß. Ein Sängerwettstreit sozusagen.» Dann senkte sie die Stimme und blickte verschwörerisch in die Runde. «Weshalb hat mir denn keiner etwas davon erzählt? Die gute Susanne hält doch dicht. Aber darf ich euch einen Rat geben?»

Die drei Männer blickten sie auffordernd an.

«Das mit «Vielseitig» ist ja eine tolle Idee», heuchelte Susanne, «aber mich würde an eurer Stelle schon auch interessieren, welches Gedicht ihr selbst am besten findet, für wen denn eigentlich das Herz eurer bezaubernden Larissa schlägt!»

«Ja gut, aber was schlägst du denn im Endeffekt vor, Susann?» Beat wurde langsam ungeduldig, das Ganze war ihm nun doch zu kompliziert geworden.

Triumph lag auf Susannes Gesicht. Langsam betonte sie jedes Wort:

«Es gibt nur *eine* Person, die entscheiden kann, wer das

beste Gedicht auf Larissa geschrieben hat – sie selbst.» Hier legte sie eine Pause ein und griff sich einen Apfel, den sie sorgfältig zerlegte. «Ja, es gibt überhaupt nur diese eine Lösung: Larissa muß die Gedichte selbst beurteilen. Wenn ihr wollt, kann ich sie ihr sogar geben – ich kenne sie nämlich, wenn auch nur flüchtig. Und ihre Entscheidung gilt.»

Detlef sah Susanne ungläubig an: «Das würdest du wirklich tun? Also ich bin absolut einverstanden. Du bist und bleibst doch die Beste!» Er konnte ja nicht ahnen, was für einen schmerzhaften Stich er Susanne mit dieser letzten Bemerkung versetzte.

*Nacht, du dunkle  
In der einzig leuchtet  
was mein Herz erquickt –  
Komm, du dunkle Nacht  
Bring Kühlung mir.*

*Labung bring dem Abgekämpften  
An Verzweiflung schier Zerbrechenden  
Dem nicht gelingen mag ein Lied  
Zu singen auf das Ros' der Wangen  
Die nicht einmal Catull zu beschreiben vermocht.*

*Nun geh auch wieder, geh  
Lass Eos Morgen zaubern, daß  
Mein Aug' aufs neu erblick'  
Den Lilienhals, den krönt  
Das einzige – ihr Haupt!*

*Detlef Kiesel*

## IV

Das Außergewöhnliche an Larissa war, daß sie sich trotz ihres ausgeprägten Verstandes eine erfrischende Natürlichkeit bewahrt hatte. Und das war mitnichten selbstverständlich, denn nichts hindert so sehr natürlich zu sein, wie der Wunsch, es zu scheinen. Es konnte gar nicht sein, daß sie sich ihrer Wirkung auf Männer nicht bewußt war – und doch hätte man dies annehmen müssen, wenn man beobachtete, wie selbstverständlich und in jeder Hinsicht unverstellt sie war. Sie war einfach Larissa.

«Ist hier noch frei?»

«Nein, hier kommt noch wer, aber daneben ist frei.»

«Danke.»

Ein Verliebter wehrt sich vehement gegen die Binsenwahrheit, daß Liebe blind mache – er hält jene höhere dagegen: «Der ersten Liebe goldne Zeit, das Auge sieht den Himmel offen» – und ein Himmel ist ihm die Erde. Er wird sogar einräumen, daß der Gemeinplatz von der Blindheit der Verliebten in den meisten Fällen sicherlich zutrefte, niemals aber in seinem eigenen, konkreten, einzigartigen Fall. Was der verblendete Liebende dem Sprichwort zufolge aus seiner Sicht der Dinge ausblendet, bleibt ihm nicht deshalb verborgen, weil er etwa blind wäre, sondern weil es schlechterdings nicht vorhanden ist – basta. Und sollte allmählich doch einiges davon – zumindest ansatzweise – in Erscheinung treten, so handelt es sich selbstverständlich um äußerst liebenswerte Schrullen, die die Einzigartigkeit der Einzigsten nur unterstreichen und

die Verliebtheit nachträglich aufs trefflichste zu rechtfertigen vermögen. Über kurz oder lang schwindet die Blindheit: Der Verliebte wird sich nun eingestehen, daß bisweilen auch ein Sprichwort rechtbehalten kann. Aber nicht ganz! Sein Gefühl gebietet ihm, die Klinge des Verstandes in der Scheide zu halten – nun ja. Und wenn auch eine andere um so und soviel schöner, klüger, warmherziger, anziehender wäre – ein Vergleich, der das Ganze ins Auge faßte, würde doch unfehlbar zugunsten der Einen, noch immer Einzigen, ausfallen.

«Entschuldigung, gibt es hier sowas wie ein Programm – oder können Sie mir vielleicht sagen, wer jetzt drankommt?»

«Vor dem Eingang liegen Zettel aus – jedenfalls waren vor ein paar Minuten noch welche da.»

«Vielen Dank.»

Bei Larissa war das anders. Ein oberflächlicher Vergleich würde vielleicht zu ihren Ungunsten ausfallen können, wenn ihr Eindruck nicht mehr frisch genug im Gedächtnis haftete. Sobald man aber in ihren Umkreis trat, fielen all solche Zweifel und Anfechtungen von einem ab. Oder *war* Jochen blind? Nein, er konnte das alles ganz objektiv beurteilen. Schließlich war er nicht – verliebt.

Jochen war im Dienst. Nach getaner Arbeit saß er in Reihe 12 des großen Hörsaals. Langsam wurde er unruhig. Sollte er den Platz neben sich freigeben? Immerhin wollte sie versuchen, nach der Probe zu kommen, das hatte sie ihm versprochen.

Heute fanden an einem einzigen Tag sämtliche Probevorlesungen der fünf in die engere Auswahl gelangten IKS-Kandidaten statt. Jochen hatte gehört, daß sie aus 68 Bewerbern ausgewählt worden waren, und wartete nun

gespannt auf diese Heroen des Geistes, die es so weit geschafft hatten. Da das IKS noch im Bau war und jeder Hörsaal der Universität das erfahrungsgemäß äußerst geringe Interesse des Publikums allzu beleidigend offenbart hätte, war man darauf verfallen, für diesen Zweck den kleinen «Hafer-Saal» des Brotmuseums anzumieten. Das hatte den erfreulichen Nebeneffekt, daß die «Verankerung der Universität im Kulturleben der Stadt» durch diese Ausquartierung symbolisch sehr schön zum Ausdruck kam. Praktischerweise war dank der fieberhaft erwarteten Eröffnung der Sonderausstellung schon alles vorbereitet: die Stuhlreihen komplett, das Rednerpult an seinem Platz.

«Steh' auf, du Volk, zum Erntetag!» las Jochen halb-bewußt auf einem riesigen Banner über dem Rednerpult und wollte aufspringen – aber zu spät. Sicher hatte er jetzt knallrote Wangen. «Vor braunen Schnitterreihen fliegt / die Fahne, die die Not besiegt.» Verdammt! Er hatte vergessen, die letzten zwei dieser idiotischen Original-Spruchbänder aus den dreißiger Jahren abzudecken, deren teurer Erwerb Herrn Bödele mit soviel Stolz erfüllte.

Beinahe wäre Professor Martin A. Gresewitz gestolpert, als er mit jugendlich-federndem Schritt die fünf Stufen zum Podium nahm. «Ganz, ganz herzlich» begrüßte er das «so erfreulich zahlreich erschienene Publikum» – was der Realität, milde gesagt, Hohn sprach. Er zeigte sich höchst erfreut, die fünf Lehrstuhlanwärter (und Gott sei Dank auch eine weibliche Kandidatin!) anzukündigen. Ein sechster, setzte er hinzu, liefe in dem Rennen gleichsam unsichtbar mit: Für Prof. Jurgis Smetona aus Litauen, dessen Flug zu bezahlen sich weder das IKS noch seine finanziell gebeutelte Heimatuniversität in der Lage gesehen hatten, sei die strapaziöse Anreise im Auto bei dem ja

doch offenen Ausgang des Vorsingens schlechterdings unzumutbar gewesen. Gresewitz bat um Verständnis für diese Sonderbehandlung und wies darauf hin, daß diese ja nicht nur Vorteile für den Kandidaten böte, der ja immerhin eine Chance verpasse, sich mündlich zu profilieren und nun ausschließlich aufgrund seiner Schriften beurteilt werden müsse:

«Ich darf aber doch ausdrücklich erwähnen, daß es sich bei dem Kollegen Smetona um einen sehr qualifizierten Wissenschaftler handelt, wovon Sie sich anhand seines jüngsten Werkes mit dem etwas essayistischen Titel ›Warum Peter Handke den Weg ins Baltikum nicht fand‹ überzeugen können. Ich glaube, wir haben ein Exemplar davon in der Insitutsbibliothek.»

«Herr Schultze-Seiler?» Mit einem nicht weiter erwähnenswerten jovialen Scherz, der die Kandidaten beruhigen und ihnen das Publikum gewogen stimmen sollte, überließ Gresewitz – er trug zur Feier des Tages eine blau-silbern glitzernde Fliege – dem ersten, umständlich-biographisch eingeführten Redner das Podium.

Der beste Skiläufer wählt die tiefste Startnummer. Die hätte jeder am liebsten: Noch ist die Piste jungfräulich, später werden die Spuren der Vorläufer schon unübersehbar und hinderlich sein. Der Erste setzt den Maßstab. Nicht jeder ist aber dazu berufen. Wer zuerst fährt, muß sicher fahren. Er hat keine Gelegenheit, sich der Stimmung des Publikums, den Leistungen der Mitstreiter anzupassen, und er weiß nicht, was an heiklen Kurven, gefährlichen Vereisungen und Unebenheiten auf ihn zukommt – denn keiner war vor ihm da. Horst Schultze-Seiler aber war ein Erstling.

«Meine sehr geehrten Damen und Herren, Herr Insti-

tutsleiter, lieber Martin!

Sie werden mir verzeihen, wenn ich als vom Jetlag gebeutelter Diener der Gelehrsamkeit, der überdies – den meisten von Ihnen ist das geläufig – auf zwei Hochzeiten zu tanzen pflegt – der amerikanistischen hier, der germanistischen dort –, wobei er den transatlantischen Spagat mit chronischer Heimatlosigkeit in geographischer wie in fachlicher Hinsicht bezahlen muß; Sie werden mir also verzeihen, besonders die Spezialistinnen unter Ihnen, wenn ich den thematischen Bogen manchmal assoziativ ungewöhnlich weit überspanne. – Allerdings (ich lasse mich gerne korrigieren) scheint mir diese Spannbreite in Ihrem äußerst interessanten Projekt hier ja durchaus intendiert zu sein. However, ich hoffe jedenfalls, daß der Pfeil meiner Ausführungen trotz – oder gerade wegen? – dieses Hybridantriebs mehr oder weniger ins Schwarze trifft. Dies zu beurteilen und damit meinen Text allererst, wenn auch immer nur vorläufig, abzuschließen, ist der Ihnen, wertes Publikum, in diesem kulturologischen Spiel zuge dachte Part.

Faust, meine Damen und Herren, inszeniert mit Freitag Hamlet für Robinson. Das schlechthin Andere, gleichwohl schon immer subtextuell Präsent, narrt den allzu geschulten Rosetta-Blick des schriftzeichenkundigen Eroberers im Paralleluniversum der Intertexte. Vorschnell wirft er, der darwinistisch Getriebene, seinen Faust aus dem Tornister und vertraut lieber auf den Schirm in seiner eigenen. Nicht ahnend übrigens, welch Survivalkit im buchstäblichen Sinne, ja was für einen reißfesten Ariadnefaden er damit in vermeintlich souveräner Geste leichtfertig aus der Hand gibt. Ein Thomas, sieht er wohl des Anderen Spur, vermag ihr aber als Abkömmling der Moder-

nen, Allzumodernen nicht mehr zu trauen, nicht mehr zu folgen; sie vermag ihn nicht zu führen, nimmt er zurecht an, sie führt, so meint er zu wissen, nur zur ihr, der Spur selbst, sie tritt immer und immer wieder nur in ihre eigenen Fußstapfen und vermehrt die Phantomzeichen – und, so meine ich, hier irrt er und mit ihm wir. Denn ist es wirklich legitim ...»

Der Redner sprach schnell, gewandt, angenehm, brillant. Zugegeben, auch bei Bellnauer Dozenten gab es bisweilen lichte Momente, Gedankenblitze, die den Zuhörer mitzureißen vermochten. Aber so etwas hatte Jochen noch nie erlebt. Er verstand nicht allzu viel, aber mit heißen Ohren folgte er hochkonzentriert den schönen Worten, hinter denen er Großes vermutete.

«Freitag, Robinsons Eckermann, hebt den Faust auf, um mit seiner Hilfe für Robinson den Hamlet zu inszenieren, jenen Hamlet, den wir mit Robinson so gut zu kennen wännen wie keinen zweiten Bekannten aus der Literatur. Indes ...»

Hinten im Saal wurde es unruhig, was Jochen ärgerte. Kaum hatte da mal jemand wirklich etwas zu sagen, ragte endlich einer aus dem öden Einerlei heraus, benahm sich das träge akademische Publikum keinen Deut besser als die unvermeidlichen Huster im klassischen Konzert. Geräuschvoll erhoben sich nun einige in Jochens Reihe – offenbar hatte hier jemand nicht nur die Frechheit, zu spät zu kommen, sondern auch noch die Dreistigkeit, sich rücksichtslos bis in die Mitte der Sitzreihe vorzuarbeiten.

«Dieser Hamlet aber nimmt Robinson bei der Hand und führt ihn sicher auf Freitags Spur zu sich selbst – zu Robinson. Robinson ist im Anderen zu Hause angekommen. Meine Damen und Herren, ich sehe die Relevanz

einer postpostmodernen Kritik ...»

An dieser Stelle hörte Jochen von rechts Geflüster, gefolgt von einem kurzen, quirligen Auflachen. Er wandte sich verärgert um – und sah Larissa auf sich zukommen. Gefolgt von Wembel. Reflexartig drehte Jochen den Kopf zurück. Starr blickte er auf das Podium, aber er hörte nichts als diffuses Wortgeklingel, so sehr er sich auch anstrengte. Larissa konnte er sich also abschminken. Definitiv. Unerklärlicherweise hatte Wembel den Ruf eines Womanizers, worüber Jochen bisher nur müde lächeln konnte. Aber irgendwas mußte wohl doch dran sein. Larissa saß inzwischen neben ihm und versuchte wohl, sich zu orientieren. Und da nahm er wieder diesen unaufdringlichen, unvergleichlich sanften Duft wahr, den Duft von frischgewaschenem Larissa-Haar. Aber das war jetzt nichts als lästig.. Überhaupt war das jetzt völlig egal. Was suchte er überhaupt noch hier? Vorn stand inzwischen längst die nächste Kandidatin und gab ihre Ansichten zu «Postkolonialer Migration und Transformation in kulturpsychologischer Sicht» zum besten, und Wembel hörte interessiert zu. Keinen Blick würde Jochen mehr an Larissa verschwenden. Und was auch immer sie mit Wembel hatte, ihm konnte das jetzt gleichgültig sein!

Plötzlich überlief ihn ein Schauer, der seinen ganzen Körper erfaßte, und er erstarrte vollends. Das waren die unendlich zarten, beinahe unsichtbaren Goldhaare, die Larissas weichen Lockenschopf umkräuselten, der sich unvermittelt auf seine Schulter gesenkt hatte. Schelmisch sah sie ihn kurz von der Seite an und gab leise Schnarchgeräusche von sich. Wieder schien sie nur mit Mühe ihr ansteckendes Lachen unterdrücken zu können. Als sie merkte, daß Jochen wie festgefroren geradeaussah, wurde

sie sehr ernst und blickte ihn ruhig und fragend an.

«Was ist?», flüsterte sie ihm ins Ohr und sah ihn wieder an.

«Das zentrale Problem der Identitätsfindung in der postkolonialen Konstellation sehe ich als Prozeß, der durch die widersprüchlichen Affekte des Verlangens nach und der Furcht vor dem Anderen in der Bemühung um reziproke Anerkennung gekennzeichnet ist», dozierte Gudrun Drobitzki, Jochen küßte heftig Larissa – und Wembel sah relativ ratlos herüber.

Auf seinem Bett ausgestreckt las Detlef Kiesel den Brief, den ihm Susanne von Larissa überbracht hatte, zum tausendsten Mal:

*Lieber (noch) unbekannter Kavalier,*

*offensichtlich gibt es in unserer kalten und schnellebigen Zeit doch noch Menschen, die fühlen, träumen – lieben können. Ich habe jedenfalls schon fast nicht mehr daran glauben mögen. Was für eine schöne altmodische Idee, sich mit Kopf und Herz auf diese originelle Weise zu messen! Und ich darf mich angesprochen fühlen – das schmeichelt mir sehr, ich gebe es zu.*

*Aber ich muß gestehen, daß von allen Gedichten nur eines sofort mein Herz erobert hat. Es ist das Gedicht mit dem «Lilienhals» und dem «Ros' der Wangen, die nicht einmal Catull zu beschreiben vermocht» – du kennst es besser als jeder andere auf dieser Welt. Gib mir doch in den nächsten Tagen ein Zeichen, ich warte mit «klopfendem Herzen», um noch einmal dein Gedicht zu zitieren, auf Dich!*

*Je t'embrasse, Larissa*

*P. S. Bitte erzähle Deinen befreundeten Kavalieren nichts von diesem Brief. Versprochen?*

Detlef konnte nicht ahnen, daß zur gleichen Zeit auch Othmar Asche und Beat Inderbitzin einen bis auf ein paar kleine Abweichungen identischen, von Susanne und Kiki ebenso sorgfältig komponierten Brief in den Händen hielten.

Michael Plunz schob das Tablett mit dem noch halbvollen Plastikteller auf das Förderband. Der Inhalt des Tellers erinnerte ihn einmal mehr fatal an die «Schülerspeisung» der Polytechnischen Oberschule Flöha, die während seiner realexistierenden Schulzeit im Osten allmüttiglich in der Kantine des nahegelegenen Nylon-Kombinats stattgefunden hatte. Solche Erinnerungen rief das fade Einheitsessen immer dann in ihm hervor, wenn er in der Mensa allein essen mußte.

Im Gedränge an der Geschirrrückgabe stieß Michael auf seinen Kommilitonen Holger Salomon, einen hochgewachsenen, weißblonden Studenten mit etwas hypertrophem Unterkiefer, der ihm auf unerklärliche Weise zu einer Aura souveräner Gelassenheit und unanfechtbarer Kompetenz verhalf. Man beschloß, nachdem man sich zum Essen wieder einmal verpaßt hatte, wenigstens gemeinsam Kaffee zu trinken. Sie schlenderten über den windigen Vorplatz der Universität auf die Minigolf-Anlage zu, deren kleines Klublokal nicht nur den besten Kaffee in

Uninähe bot, sondern diesen Umstand bisher auch noch erfolgreich geheimzuhalten vermochte.

Bei der zweiten Tasse verschluckte sich Holger plötzlich und wies mit einer vielsagenden Kopfbewegung auf die Glasfront des Cafés, hinter der sich ein seltsamer Anblick darbot. Michael Plunz sah auf dem Minigolfplatz, über den der kalte Herbstwind in immer neuen Anläufen Laub und dürre Zweige vor sich hertrieb, drei Gestalten, denen es sichtlich schwerfiel, sich bei diesem Wetter über die Bahn hinweg zu verständigen. Es waren die letzten Tage in der Saison, an denen die Anlage noch geöffnet hatte. Die drei Gestalten erkannte Michael nacheinander als den bis zum Überdruß «schönen Doktor» Claassen, Schmierstoff-Grüske-Julius und – ihr Idol Henning Wembel. Fürwahr eine recht seltsame Kombination. Die beiden Studenten waren sich schnell einig, daß eine Begegnung mit diesem Trio nicht unbedingt sein mußte, wenn sie sich denn vermeiden ließ. Die beiden jungen Männer bezahlten mit einem gewissen Bedauern ihre Rechnung bei der großbusigen Doris, die das Geld mit einem lasziven Blick entgegennahm. Doris gab der biedereren Cafeteria in den Augen der beiden Studenten eine anziehende Verruchtheit und war der eigentliche Grund ihrer häufigen Besuche. Der heutige fiel bedauerlich kurz aus.

Die drei Herren auf dem Platz allerdings blieben. Sie waren noch nicht über die zweite Bahn hinausgekommen. Es war auch völlig hoffnungslos, unter diesen Umständen Minigolf spielen zu wollen. Auf ihre Schläger gestützt, unterhielten sie sich durch den Wind, ihre Stimmen klangen erregt, nicht nur wegen des Sturms, gegen den sie anreden mußten.

«Eine Frechheit!», sagte Claassen.

«Wirklich dreist, was glaubt der, wer er ist!», pflichtete ihm Grüske-Julius bei.

«Gresewitz eben, was erwartet ihr denn», stimmte Wembel mit einem bitteren Auflachen ein.

«Gut, daß Schultze-Seiler für Bellnau eine Nummer zu groß ist – einverstanden, aber immer noch besser als einer, von dem man noch nicht mal sicher sein kann, daß es ihn gibt!»

«Klar, Jens, aber der Punkt ist doch, daß wir leider davon ausgehen müssen, daß es bei denen sehr wohl so eine Art Uni gibt, und daß dieser Smetana, oder wie er heißt, sogar ein ziemlicher Crack ist. Ich hab mal einen Blick in seine Sachen geworfen ...»

«Und?» unterbrach ihn Grüske-Julius mit der Neugier des Laien, der sich bewußt ist, daß er gleich ein Expertenurteil vernehmen wird

«Extrem konventionell – der glaubt noch an einen Autor, der uns ne Botschaft vermitteln will – aber *meine* Herrn!», Wembel wiegte bedeutungsschwer den Kopf, so daß der Wind ihm sein Langhaar um die hängenden Wangen blies.

«Also müssen wir uns doch warm anziehen!» zog Grüske-Julius den einzig richtigen Schluß.

Claassen schlug aggressiv einen Ball in die Luft: «Gemach, gemach, noch ist der Alte ja nicht durch damit. Vielleicht kommt Deine Chance ja noch. Kopf hoch, Henning!»

«Dank dir, Lieber. Aber weißt du, was mich am meisten schafft?» Wembel blickte aus müden, schwermütigen Hundeaugen von unten unter seiner verwehten Tolle hervor und gab sich die Antwort gleich selbst: «Was ich nicht abkann, ist dieser immanente Zynismus, und der steht mir

bis hier nach diesen ewigen Berufungen! Mensch, weißt Du – ach, vergiß es einfach ...»

Die tragische Stimmung hatte inzwischen auch den Ingenieur Gröske-Julius ergriffen.

«Eins verstehe ich nicht: Der Passus von wegen Erhöhung des Frauenanteils – ist das eigentlich nur pro forma? Ich meine, wenn schon mal eine Frau den Mut hat und sich bewirbt, dann hätte die, finde ich, doch auch eine echte Chance verdient!»

«Laß doch die Heuchelei, dir wäre doch sowieso dein Ethno-Vetter am liebsten gewesen», sagte Claassen in schockierender Offenheit, während er an seinem Schläger herumfummelte, und Gröske-Julius schwieg nach einem hilflos-giftigen Blick beleidigt.

Wembel lenkte ab. «Na ja, ich weiß nicht, die Drobitzki mit ihrem gutgemeinten Postkolonialismus, irgendwie ist das doch auch schon wieder passé ... Mir hat der Bamberger Lacanianer imponiert. Ehrlich, Jens, ich hab zum erstenmal das Gefühl gehabt, davon was zu verstehen.»

Es begann zu tropfen, und Doris beeilte sich, die Anlage zu schließen. Nach einem traurigen Handschlag machte sich die Runde auf den Weg. Gröske-Julius bestieg seinen Range-Rover, der wie für dieses Wetter gemacht schien. Wembel hatte das Angebot, ihn mitzunehmen, ausgeschlagen: er wolle noch ein wenig den Kopf durchlüften – seinen alten giftgrünen Polo zwang er nur bei extremen Wetterverhältnissen zum Einsatz. Claassen glitt grüßend in einem Jaguar vorbei, den zuvor noch niemand gesehen hatte.

Wembel kämpfte im stärker werdenden Regen gegen den Wind an. Es wurde langsam düster, und er bereute insgeheim, wieder einmal die Einsamkeit vorgezogen zu

haben. Aber so es war ja immer, am Schluß stand man allein in der Scheiße, dachte er. Zu allem Überfluß bemerkte er, als er die Hände in die Manteltaschen stecken wollte, daß er die ganze Zeit über den Minigolfschläger mitgeschleppt hatte. Er spürte, wie seine wohltemperierte Bitternis in befreienden Groll umschlug.

Vorsichtig blickte Professor Dr. Henning Wembel sich nach allen Seiten um, riß entschlossen den silbernen Minigolfschläger hoch und drosch mit vier gezielten, monotonen Schlägen auf die Windschutzscheibe des Wagens ein, der neben ihm parkte.

### ***Der Wanderer auf der Laarley***

*(Nach einer wahren Begebenheit)*

*Die Laarley, unbekannt als Fee und Felsen,  
ist jener Flecken ob der Laar, von Bellnau nicht zu weit,  
wo früher Schiffer mit verdrehten Hälsen,  
der dunklen Schönen Leib und Leben einst geweiht.*

*Wir wandeln uns. Die Schiffer inbegriffen.  
Gezähmt und reguliert ist längst die Laar.  
Die Zeit vergeht. Man stirbt nicht mehr beim Schiffen,  
bloß weil ein lockig Weib sich kämmt das Haar.*

*Nichtsdestotrotz geschieht auch heutzutage  
noch manches, was der Vorzeit ähnlich sieht.  
So alt ist keine deutsche Dichtersage,  
daß sie nicht doch noch Helden nach sich zieht.*

*Erst neulich machte auf dem Laarley-Fels  
hoch ob der Laar ein Wanderer einen Gang!  
Er stand allein am Rande des Rondells  
als er verzaubert ward durch süß' Gesang*

*Er stand, als ob er auf dem Gotthard stünde  
Mit hohlem Kreuz. Und lustentwöhnten Zügen.*

*Man frage nicht: Was hatte er für Gründe?  
Er war kein Held. Das dürfte wohl genügen.*

*Er stand, entrückt, im Absonnenscheine.  
Da trübte Wehmut seinen Kennerblick.  
Er dachte an die Loreley von Heine.  
Lang sann er nach. Er dacht' an sein Geschick.*

*Er ging als Held. Man muß ihn nicht beweinen.  
Sein Abgang war vom Schicksal überstrahlt.  
Ein Augenblick mit der ersehnten Einen  
wär' kaum zu teuer mit dem Tod bezahlt!*

*Beat Inderbitzin*

Das historische Kellertheater im Hauptgebäude der Bellnauer Universität war schon beinahe gefährlich voll besetzt. In einer guten halben Stunde sollte das Finale losgehen. Othmar Asche war zum erstenmal im Theaterkeller. Die etwas gezierte, ja affektierte Art der Berufsliteraten hatte ihm schon immer Eindruck gemacht. Er hatte beobachtet, daß man in dieser Szene nicht unbedingt auffiel, wenn man klug zu reden versuchte – das war ihm sowieso noch nie gelungen –, sondern im Gegenteil an Respekt gewann, wenn man bei Gesprächen prinzipiell schwieg, oder allenfalls tiefgründig und bedeutungsvoll nickte. Und so stand er neben dem schon deutlich angetrunkenen Gottfried Portmann, dem «Bukowski von Bellnau», an der Bar, nickte tiefgründig, als dieser ihm mit schwerer Zunge schilderte, wie zu seiner Studienzeit in diesem Keller noch der Teufel losgewesen sei, und als Portmann ihm zwei Gläser Wein später die Hand auf die Schulter legte und ihm fast beschwörend mitteilte, daß es für ihn eigentlich nur drei Autoren überhaupt gebe, die etwas zählten: Ernst

Jünger, Hans Henny Jahn und Ernst Jünger, da nickte Othmar Asche bedeutungsvoll.

Othmar hatte das Gefühl, die ganze gottverdammte Literaturbande zu durchschauen: Um selbst dazuzugehören, oder gar von ihr gefeiert zu werden, kam es auf zwei Dinge an: Erstens war es wichtig, mit den richtigen Leuten zu verkehren, zweitens mußte man natürlich irgend etwas geschrieben haben. Viel aber, das war Othmar aufgefallen, brauchte das gar nicht zu sein. Die meisten aufstrebenden Schriftsteller, die er kannte, zeigten nur ungern etwas von ihrer Produktion – wenn sie denn überhaupt existierte. Entscheidend war nur, daß man sagen konnte, man sei «an etwas dran». Im Innersten fühlte sich Othmar dennoch nicht ganz wohl inmitten dieser anämischen, bebrillten, meist leidend dreinblickenden Menschen.

Aber hier ging es um einen Kampf. Unter Männern. Und diesen Kampf würde er gewinnen. Eigentlich ging es ihm überhaupt nicht ums Dichten, ja selbst um Larissa nur in zweiter Linie: daß man die mit ein paar Verschen beeindrucken konnte, war ja vorauszusehen – nun ja, schmeichelhaft war es schon, was sie geschrieben hatte. Nein, es ging ums Gewinnen, um den Sieg.

Der Poesiewettbewerb «Vielseitig» war auf derart großen Anklang gestoßen, daß die Veranstalter – allesamt Studenten –, ob der hohen Anzahl von Einsendungen erstaunt, vom heutigen Andrang augenscheinlich etwas überfordert waren. Von den über 250 eingereichten Gedichten waren von einer paritätisch zusammengesetzten Jury zwanzig ausgewählt worden, die nun in einem Finale dem Publikum vorgestellt werden sollten, das anschließend den Sieger erküren durfte. Es war alles da, was in der kleinen Bellnauer Literatur- und Kulturszene Rang und

Namen hatte: der altgediente Lyriker und Stadtschreiber Hans Immergrün; die Bücherfrau Jenny Klepzik, die sich auf miraculöse Art und Weise in die Jury hatte hineinschuggeln können, gleichzeitig aber den kleinen «Ura-Nuss»-Büchertisch betreute; Gottfried Portmann, der dumpf und mit steinerner Miene an der kleinen Bar seinen Bukowski gab; Henning Wembel, umschwärmt von einem Flor von Anhängerinnen, nebst seinem Starschüler Detlef Kiesel. Einzig Dr. Ing. Peter Gröske-Julius stand etwas verloren am Rande – er war als Vertreter der Bellnauer Juliuswerke, die das ganze Spektakel finanziert hatten, nolens volens mit dabei –, setzte aber eine überaus fachmännische Miene auf. Überraschenderweise wurde auch Wenzel Klüstrow, der Geistesinformatiker, gesichtet, was von den Veranstaltern als schmeichelhaftes Zeichen gedeutet wurde: Klüstrow besuchte aus Prinzip niemals literarische oder andere Abendveranstaltungen. Und nun saß er plötzlich, mit angelaufener Brille und einem Bleistift in der Hand, in der vierten Reihe, eifrig das Programm studierend, in dem die Gedichte der Finalisten abgedruckt waren, und versah es mit zahlreichen Randnotizen.

Detlef Kiesel, der nicht von Wembels Seite wich, hatte, als er in das Kellertheater trat, seine beiden schärfsten Konkurrenten aus den Augenwinkeln erblickt, aber keine Anstalten gemacht, sie zu grüßen. Detlef war siegesgewiss. Er hatte nichts zu verlieren. Wembel hatte als Mitglied der Jury unerlaubterweise durchsickern lassen, daß sein, Detlefs, Gedicht sich deutlich von dem «restlichen seichten Mode-Schrott» abhebe. Aber auch wenn er nicht den ersten Platz erreichen sollte, selbst dann würde er noch einen Triumph zu verzeichnen haben: Aus der persönlichen Fehde zwischen Othmar, Beat und ihm, die den Anstoß zu

ihrem ganz privaten Sängerkrieg gegeben hatte, der ihn in seinem Ausgang weit mehr interessierte als der offizielle, aus diesem grimmigen Kampf würde er als Sieger hervorgehen. Den Beweis – Larissas Brief – trug er in der Innentasche seines mausgrauen Anzugs.

Die Arme verschränkt, den Kopf eingezogen und still den Beginn der Veranstaltung abwartend, saß Beat Inderbitzin in einer der hinteren Reihen des Theaters. Er hatte sich eigentlich vorgenommen, nicht zu erscheinen, weil ihm die ganze Sache zutiefst peinlich war. Nach der überraschenden Antwort von Larissa hatte er sich dann aber doch noch entschieden, so versöhnlich und kameradschaftlich wie möglich seinen Konkurrenten vor die Augen zu treten. Beat hatte etliche Nächte ohne Schlaf verbracht, seit er die leidige Wette mit seinen Mitbewohnern eingegangen war. Der Gedanke, seine Angebotete mit selbstverfaßten Gedichten zu erfreuen, war ihm nach der ersten schicksalhaften Begegnung an der Laar zwar auch gekommen; aber ein veritabler Dichterwettstreit mit Prinzessin Larissa als Preis – dagegen wehrte sich eigentlich alles in ihm.

In seiner Not hatte er sogar an seinen Mentor, Professor Kupfert, geschrieben und ihm die ganze Sache – natürlich in jovialem Ton, abgeschwächt und verharmlost – dargelegt. Der gute Professor Kupfert, offenbar von ebenso nostalgischer wie kindlicher Freude erfüllt, hatte ihm postwendend geantwortet und ihm zwei eng beschriebene Seiten lang zunächst von *seinen* romantischen Erlebnissen während *seines* Aufenthaltes in Bellnau berichtet – von Kupferts angeblichen «glänzenden Beziehungen» hatte Beat in Bellnau noch nicht profitieren können –, bevor er dann, eher beiläufig und knapp, als hätte er vor lauter Er-

innerungen Beats dringliche Frage vergessen, den Ratsschlag gegeben hatte, doch vielleicht mit einem kleinen «Loreley»-Pastiche ins Rennen zu steigen. In den darauffolgenden Nächten entstand dann unter unendlichem Gefeiße und Erich Kästner in einem Ausmaß verpflichtet, daß es in die Nähe des Plagiats rückte, Beat Inderbitzins kleines «Laarley»-Gedicht, das es sogar in die engere Wahl geschafft hatte.

«Sehr verehrte Damen und Herren, liebe Gästinnen und Gäste.» Jenny Klepzik hatte, dies zeigte sich nun, den studentischen Veranstaltern selbst noch die einleitende Ansprache «abgenommen» und sich so unaufdringlich, aber bestimmt in den Vordergrund gearbeitet, wie Beat grimmig bemerkte. «Liebe Studentinnen und Studenten, liebe Schriftstellerinnen und Schriftsteller. Ich darf Sie ganz herzlich begrüßen zum diesjährigen «Vielseitig»-Wettbewerb. Zunächst darf ich aber noch um Applaus bitten für die großzügige Unterstützung dieses Abends durch die hiesigen Juliuswerke. Peter, du darfst ruhig mal aufstehen, ja?»

Nachdem ihrer kurzen Ansprache machte Jenny Klepzik eine etwas unbeholfene einladende Geste und bat Hans Immergrün, den langjährigen Autor des «Bellnauer Jahrbuchs» auf die Bühne. Immergrün, ein hochgewachsener hagerer Mitvierziger, klaubte einen zerkrumelten Notizzettel aus seiner Jackettasche, setzte eine Lesebrille auf und verkündete dem überraschten Publikum, daß kurzfristig noch ein zusätzlicher Text in die endgültige Auswahl aufgenommen worden sei. Es handle sich dabei strenggenommen nicht um ein Gedicht; der Text sei aber wegen seiner Poetizität, seiner unsentimentalen lyrischen Art, ja und vor allem wegen seines unverwechselbaren

Tons, aber auch weil er in einem überraschenden thematischen Gleichklang mit weiteren Gedichten des Abends stehe von der Jury einstimmig in die Auswahl miteinbezogen worden, obschon er, nähme man es ganz genau, nicht ganz rechtzeitig eingereicht worden sei – doch eben dieses zögerliche Moment, die offensichtliche Scheu der Verfasserin – oder des Verfassers? – vor der Öffentlichkeit, bürge nachgerade für den hohen Grad an Authentizität des Textes. Die ganze Jury – und er, Immergrün, zähle sich ausdrücklich mit dazu – habe an diesem Text wieder einmal neu gelernt, zu was Literatur eigentlich imstande sei.

Während im Publikum Zustimmung, aber auch vereinzelt Unmut hörbar wurde über diese Entscheidung, wurde Beat Inderbitzin mählich von einer apathischen Gleichgültigkeit überfallen. Er kannte dieses Gefühl und hatte sogar einen Namen dafür, genauergenommen für das Urerlebnis, bei dem es ihn zum ersten Mal überfallen hatte. Er nannte es das Schomringer-Erlebnis, das noch auf seine Berner Assistenzzeit zurückging. Er hatte noch kaum bei Kupfert als Assistent angefangen, als dieser ihm wärmstens ans Herz legte, in Bern einen Vortrag des Schweizer Schriftstellers und Pioniers der Konkreten Kunst, Ernst Schomringers, zu besuchen. Beat hatte feierlich und erwartungsfroh aus seinem kümmerlichen Assistentenlohn den hohen Eintritt von fünfundvierzig Schweizer Franken bezahlt, um den Altmeister selbst seine Texte und Manifeste vorzutragen zu hören. Was folgte war eine Katastrophe gewesen: In unsäglich sprödem Tonfall schwadronierte der alternde Vertreter der Konkreten Poesie in nicht enden wollenden Ausführungen über seinen Erfolg, seine Quellen, seine Nachahmer – seine Lyrik, die genaugenommen nur aus einem einzigen Poem bestand: dem aus zahlrei-

chen Lesebüchern zur Genüge bekannten Gedicht «Sonne», dem zudem ein verhältnismäßig platter Einfall zugrunde lag: Um den Großbuchstaben O waren die Buchstaben S, N, N und E derart gruppiert, daß sie mit einiger Phantasie als Strahlen zum Sonnen-O gelesen werden konnten. Was Beat während dieses unsäglichen Vortrags empfunden hatte, bezeichnete er seither als «Schomringer-Erlebnis»: eine Mischung ganz verschiedener Gefühle, die ihn unvermittelt und wild durcheinander überkamen: Desillusionierung – er hatte Schomringer für einen ganz Großen gehalten –, akutes Desinteresse, Fluchtgedanken, lähmende Bestürzung, grenzenlose Langeweile, Scham, Beklemmung. Dieser absonderliche Gefühlssturz überkam ihn, so stellte Beat fest, einzig und allein bei Dichterlesungen oder bei literarischen Veranstaltungen.

Sein Konkurrent Othmar war derweil nach der ersten Runde nicht mehr so siegesgewiß wie zu Beginn. Ein Jurymitglied hatte «Komm dunkle Nacht» ausgewählt und zu allem Überflus in den Himmel gelobt. Überhaupt interessierte ihn im Grunde nicht mehr, was die einzelnen Juroren zu den Gedichten zu sagen hatten: Das einzige, was ihn in nervöser Spannung hielt, war das Warten auf sein Gedicht, sein «Lento». Aber es wurde immer enger. Gottfried Portmann, Henning Wembel und die anderen vier Juroren der ersten Runde hatten ihre Wahl bereits getroffen, in der zweiten Garnitur blieben also noch fünf Juroren übrig, darunter die Klepzik. Othmar steckte sich die zwölfte Zigarette an.

Die Füße auf der vorderen Sitzreihe aufgestützt, lag Detlef Kiesel läßig in seinem Stuhl, wartete mit unendlicher Gleichgültigkeit die weiteren Plädoyers ab und setzte eine betont blasiert-gelangweilte Miene auf. Bei dem un-

beholfenen Brecht-Imitat, das als nächstes ausgewählt wurde, schmunzelte er mitleidig; daß der Mediävistikassistent Tom Baader – eine beinahe noch skurrilere Erscheinung als sein Chef Klüstrow – Gefallen an Othmars albernem «Lento» gefunden hatte, nahm er amüsiert zur Kenntnis – in der Schlußrunde hatte er von denen nichts zu befürchten. Er hatte mit Henning Wembel verabredet, daß es besser sei, wenn Wembel nicht sein Gedicht vorstellte – sie wollten böses Gerede vermeiden –, aber offenbar hatte der Henning in der Jury ein gutes Wort für ihn eingelegt: Über den enthusiastischen Lobgesang, den eine ihm unbekannt Assistentin auf sein Gedicht angestimmt hatte, war Detlef dann doch selbst etwas erstaunt gewesen. Der einzige Wermutstropfen war, daß Beats Inderbitzins kümmerliches, in holprigen Iamben schaukelndes «Laarley»-Gedicht – irgendwie kam es Detlef merkwürdig bekannt vor – es ebenfalls in die engere Auswahl geschafft hatte.

Nun war die Reihe an Hans Immergrün. Er las, mit beinahe flehender Stimme, jedes Wort von seinen Notizen ab: «Natürlich habe ich den Text – meinen Text – nicht nach rein ästhetischen Gesichtspunkten ausgewählt. Das soll man nicht. Das darf man nicht. Hier spricht eine Stimme, die noch nichts weiß vom Zynismus unserer Tage, oder doch: Vielleicht hat Sie ihn schon gespürt; aber die Verzweiflung wird weggespült von einem Strom der Frische, der Liebe. Dies ist ja gar kein Gedicht, werden vielleicht einige im Saal denken. Richtig. Aber es ist Lyrik. Es ist Poesie ...»

Detlef legte den Kopf schräg und maß die dünne, stets etwas gebückt gehende Gestalt auf der Bühne mit Verachtung. Daß Immergrün die Chuzpe hatte, einen Text außer

Konkurrenz nachträglich hineinzuschmuggeln, war ja ohnehin eine Frechheit; daß er nun aber offenbar diesen Text als Jurymitglied selbst zu verteidigen sich anschickte, grenzte an Unverschämtheit. Unverfrorenheit. Detlef suchte noch nach passenden Invektiven, mit denen er nach der Veranstaltung mit Wembel über diesen naiven Lokalpoeten herziehen konnte. Doch was jetzt kam, nahm ihm den Atem. Immergrün las noch immer jedes Wort ab:

«... nun hat diese junge Frau, von der der Text spricht, aber eine Idee. Sie läßt ihre Verehrer antreten. Zu einem Wettstreit. Einem Dichterwettstreit. Ganz wie heute Abend. Und läßt uns teilhaben an ihrer schweren Wahl, an der Entscheidung – an ihrer Antwort. Und wie eine Märchenfee gibt uns die Antwort ein weiteres Rätsel auf. Bitte, Monika, den Text.» Auf sein Zunicken hin las eine junge Studentin mit dünner Stimme, das Manuskript mit beiden Händen festhaltend, den Text, den Hans Immergrün soeben mit viel Pedal eingeführt hatte:

«Lieber (noch) unbekannter Kavalier, offensichtlich gibt es in unserer kalten und schnellebigen Zeit doch noch Menschen, die fühlen, träumen – lieben können. Ich habe jedenfalls schon fast nicht mehr daran glauben mögen. Was für eine schöne altmodische Idee, sich mit Kopf und Herz ...»

Detlef zog seine Beine auf den Boden und fuhr herum. Diese Drecksau! Othmar! Wer sonst könnte ihm diesen üblen Streich gespielt haben? Allerdings sah Othmar auch ziemlich verdattert aus der Wäsche.

«Und ich darf mich angesprochen fühlen – das schmeichelt mir sehr, ich gebe es zu. Aber ich muß gestehen, daß mir von allen Gedichten ...»

Beat Inderbitzin war mittlerweile auch wieder hellwach

und starrte mit aufgerissenen Augen, gebannt und ungläubig auf die etwas unsichere Studentin, die Larissas Brief etwa zweihundert Personen, die ihn alle zumindest vom Sehen kannten, ungeniert vorlas. Beat fand, daß Detlef diesmal eindeutig zu weit gegangen war. Dieser Scherz war mehr als geschmacklos. Der Schluß des Briefes wurde allerdings verfälscht zitiert:

«... Es ist das Gedicht von der ›Laareley‹, mit den ›verausuchten Flüssen‹, jenem ›Komm' dunkle Nacht‹ – du kennst es besser als jeder andere auf dieser Welt. Gib mir doch in den nächsten Tagen ein Zeichen, ich warte mit ›klopfendem Herzen‹, um noch einmal dein Gedicht zu zitieren, auf Dich! Je t'embrasse, L. – P. S. Bitte erzähle Deinen befreundeten Kavalieren nichts von diesem Brief. Versprochen?»

Einen Augenblick lang herrschte absolute Stille. In die Stille gellte ein heiserer Schrei: «Skandal!» Dann begann jemand langsam, zögernd zu klatschen, bis der ganze Saal applaudierte. – Nein, vorne brach Tumult aus. Die Juroren fielen regelrecht über Hans Immergrün her, Ausrufe wie «Skandal!», «das ist eine unredliche Absprache!», «Regelbruch!» konkurrierten mit dem anhaltenden Applaus, der sich verselbständigt zu haben schien.

## V

**E**s war Dienstag abend. Der letzte Abend. Drei Wochen war es nun her, seit dem kleinen Germanistischen Institut der litauischen Universität Kaunas die frohe Botschaft überbracht worden war, die den ganzen Betrieb in eine aufgeräumte Stimmung versetzt hatte: Jurgis Smetona, Professor für Deutsche Literatur und vergleichende Literaturwissenschaft, Spezialist für deutsche Aufklärung und allgemeine Mythenforschung, «wird somit herzlich eingeladen, ab dem 1. März 1999 die Professur für Interkulturelle Studien am Friedrich-Julius-Institut ...»

Jurgis konnte die Passage und den ganzen Brief längst auswendig, war es doch in den letzten vierzehn Tagen zu einem Ritual geworden, daß seine Frau ihm das Schreiben, neben ihm im Bett liegend, von Anfang bis Ende vorlas. Ein seltsames Ritual zwar – Kazimiera Smetona verstand außer ein paar Brocken kein Deutsch –, aber ihr künstlich-salbungsvoller Tonfall und die Art, wie sie jedes Wort betonte, gab dem Ganzen eine feierliche Note.

Als Kazimiera diesmal unten an der Seite angekommen war, zog Jurgis ihr sanft die Papiere aus der Hand, schmiegte seinen Körper an den ihren und bedeckte sie, zutiefst gerührt, mit zärtlichen Küssen. Er schob vorsichtig ihre Haare von ihrem rechten Ohr und fuhr mit dem Mund ihrem Hals entlang. Kazimiera antwortete mit einem leisen Seufzen und zog ihn an ihren warmen Körper heran. «Küssen sie mich, bitte, Herr Professor.» – «Aber gerne, Genossin Smetona.» Jurgis liebte dieses Spiel. «Hätten sie noch die Güte, sich freizumachen, Frau Gemah-

lin?» – «Bitte sehr.» – Kazimiera öffnete ihr dünnes Nachthemd. «Machen sie mir noch ein paar Kinder, Herr Professor, bevor sie aufbrechen.» Später, als er Kazimiera eng in seinen Armen hielt, spürte Jurgis, wie sie von einem leichten Beben durchlaufen wurde. «Du schreibst mir jeden Tag, versprochen?» – «Versprochen, Frau Gemahlin», sagte Jurgis und küßte ihre tränenfeuchte Wange.

Eigentlich absurd, dachte Jurgis, während er neben seiner tief atmenden Frau in das nächtliche Schwarz starrte. Wie soll ich denn den Deutschen ihre eigene Literatur näherbringen? Natürlich, es ging um etwas anderes: *Interdisziplinarität*. Jurgis hatte über dieses Zauberwort lange nachgedacht, konnte sich aber nichts Konkretes darunter vorstellen. Die deutschen Kollegen würden wohl mitleidig lachen, wenn sie wüßten, daß er außer der «Zeitschrift für deutsche Literatur» und den «Goethe-Blättern» zu keiner Fachzeitschrift Zugang hatte, die neueren Methoden und Diskussionen also nur vom Hörensagen und aus zusammenfassenden Artikeln kannte. Und nun sollte ausgerechnet er Institutsvorsteher werden? In der Heimat der Dichter und Denker?

Die «Drachenburg»-Spiele im Bellnauer Wald fanden mittlerweile immer häufiger statt. Allerdings hatte sich eine unheilvolle Dynamik entwickelt, die sich nur mehr schwer kontrollieren ließ. Diese Entwicklung hatte ihren Anfang damit genommen, daß Wenzel Klüstrow, der mit erstaunlichem Pflichtbewußtsein, aber nicht ohne schrulligen Humor seinen Dienst als Druide versehen hatte, eines Tages plötzlich bekannt hatte, «ganz und gar kein gutes Gefühl mehr» zu haben; er war kurz darauf zu den «Trol-

len» übergelaufen. Die verbliebenen «Drachenritter» wiesen sich gegenseitig die Schuld daran zu. Immer offener traten zunächst verdeckte Aggressionen zutage. Die hauptsächlichsten Zusammenstöße ergaben sich aus dem unübersehbaren Konkurrenzverhältnis zwischen dem Platzhirsch Jens Claassen und dem bedauernswerten Henning Wembel – es ging natürlich um den Minnedienst bei den wenigen verbliebenen weiblichen Mitspielern. Obwohl er sich ganz an die komplizierten Spielregeln hielt, sah sich auch Peter Grüske-Julius immer häufiger den gehässigen Ausbrüchen des kunstblonden Barden Wembel ausgesetzt. Dessen Nerven schienen nach der Berufungsentscheidung blank zu liegen. Das von ihm angepeilte Beiratsamt war mittlerweile dem Sparzwang zum Opfer gefallen, so daß seine maßlosen Ambitionen nun gleichsam ins Leere liefen.

Sehr bedenklich wirkte sich die verworrene Situation auf den Universitätsbetrieb aus. Allein das Problem, wie man mit dem feigen Verräter Wenzel Klüstrow umspringen sollte, der sich so schändlich getrollt hatte, vergiftete regelmäßig die Fakultätssitzungen, und zwar in einem Ausmaß, daß selbst Uneingeweihten auffiel, daß hier etwas gespielt wurde. Gefährlich (zumaß für die Literaturwissenschaftler!) wurde der Umstand, daß es den «Drachenrittern» bereits schwerfiel, ihre Rollen im Leben und im Spiel, die Fiktion von der Wirklichkeit zu unterscheiden. Mehr als einmal hatte einer den anderen während einer Institutsveranstaltung als «Troll» denunziert – ebenfalls sehr zum Befremden der Unbeteiligten. Umgekehrt wurden berufliche Zwistigkeiten selbstverständlich in freier Wildbahn ausgefochten.

Schon seit einiger Zeit war den Teilnehmern aufgefal-

len, daß Professor Wembel nebst seinem Troubadouren-Attribut, der Lyra, neuerdings stets einen schweren Silberstab mit sich führte, den er – ob dieses offensichtlichen Regelverstoßes rüde zur Rede gestellt – einsilbig ausweichend als «germanischen Thorhammer» bezeichnete. An einem Spieltag, der als «Schwarzer Mittwoch» in die «Drachenburg»-Annalen eingehen sollte, beantragte Henning Wembel beim Spielführer Grüske-Julius förmlich seine Beförderung zum Rottenführer – wohlwissend, daß dieser Antrag in dreifacher Hinsicht aussichtslos war: Erstens sah das Reglement einen Troubadour vor und er war der einzige, der dafür in Frage kam; zweitens stand es ihm aufgrund seiner bereits negativen «Energiebilanz» mitnichten zu, irgendwelche Anträge zu stellen; und schließlich, drittens, wäre selbst unter günstigsten Umständen eine «Rollenumwandlung» lediglich zum einfachen Krieger denkbar, wobei nicht vergessen werden darf, daß die absolute Konstanz und Identifikation mit der Rolle zu den Fundamenten des Fantasy-Spiels gehörten.

Burgherr Grüske-Julius rief dem einfachen Minnesänger Wembel diese grundlegenden Wahrheiten höflich-geduldig, aber bestimmt ins Gedächtnis. Was dann geschah, sollte die ganze Angelegenheit nochmals entscheidend verschärfen und die Zukunft Bellnaus auf unabsehbare Zeit maßgeblich bestimmen: In Fassungslosigkeit erstarrt mußten die schöngeistigen «Drachenritter» mit ansehen, wie innerhalb von Sekunden der Feinsinnigste unter ihnen, der mit einem liebevoll bestickten Minnesänger-Wams angetane Henning Wembel, seinen Thorhammer – ganz unbestreitbar einen ... Minigolfschläger – erhob und blindwütig auf den Blechhelm seines Vorgesetzten eindrosch.

Jurgis Smetona hatte den Oberkörper weit gegen das Lenkrad gelehnt, um die schlecht beleuchtete Straße besser erkennen zu können. Der Regen prasselte unaufhörlich gegen die Windschutzscheibe und wurde durch die ächzenden Scheibenwischer nur notdürftig beiseite geschoben. Das Gesicht ganz nahe an das verschmierte und von seinem Atem beschlagene Glas gepreßt, versuchte Jurgis, alle Konzentration darauf zu verwenden, den alten Volkswagen dem weißen Markierungstreifen am rechten Straßenrand entlang zu manövrieren. Er fühlte sich zwar leer und müde, aber eine kribblige Nervosität trieb ihn dazu, mit weit aufgerissenen Augen weiter in die Nacht hinein zu fahren. Seit dem letzten Halt an einer kleinen Raststätte kurz nach der deutsch-polnischen Grenze war Jurgis keinem anderen Auto mehr begegnet. Das rhythmisch-kratzende Quietschen der Scheibenwischer, dazu die sirrenden Obertöne des überdrehten Motors und ein leise pfeifender Luftstrom, der durch einen Spalt eindrang, begleitet vom Trommeln der Regentropfen wiegte Jurgis in eine Art Trance. Das Gaspedal fühlte sich unter seinem Fuß plötzlich weich an, wie ein Stück angeschmolzenen Käse konnte er es – krümmte er seinen Fußballen ein wenig – in alle Richtungen biegen.

Als kleiner Junge hatte er es geliebt, auf seinem roten Kinderfahrrad die Beine hinunterbaumeln und die Schuhspitzen der Straße entlangschleifen zu lassen. Wie lange dauerte es wohl, bis die Sohlen durchgewetzt sind? Und bei einem fahrenden Auto? Hätte man dann noch Zeit, die Füße zurückzuziehen? Am Rande des Platzes, auf dem er seine Runden auf dem Fahrrad drehte, saß die dicke Hed-

wig. Er sah ihr breites Lachen. Sie winkte ihm zu, klatschte in die Hände. «Vorsicht Jurgis, nicht zu schnell!» – Jurgis schreckte zusammen und saß plötzlich wieder kerzengerade. Sein Puls raste. Vorsichtig trat er auf die Bremse und lenkte den Wagen an den rechten Straßenrand. «Ich muß die Scheinwerfer brennen lassen», sagte er noch laut zu sich und fiel, den Kopf auf dem Lenkrad, in einen tiefen, traumlosen Schlaf.

**Bellnau** (an der Laar), Stadt in Südostdeutschland, 180-270 m ü.M., 120 000 Ew.; historisch-kulturelles sowie Wirtschafts- und Wissenschaftszentrum im Laargebiet; Universität, Schmier- und Fettstoffindustrie, Brot- und Süßwarenherstellung, Ausflugsverkehr (Brotmuseum). B. entwickelte sich im 14. Jh. zur Hauptstadt der Markgrafschaft Niederlaar, mit der sie 1815 an Preußen fiel. Architekturhistorisch interessant die Paul-Franck-Kirche (mit dem Grabmal von ☞ Paul Franck), eine spätgotische Backsteinhallenkirche, das Schloß (1682) im Spätrenaissancestil, das barocke Ständehaus (1717) und das Wohnhaus Paul Francks. – Neben einer um 1150 erstmals genannten Burg entstand gegen 1200 die Stadt.

Mit einem resignierten Seufzer klappte Jurgis das Lexikon zu. Natürlich: «historisch-kulturelles sowie Wirtschafts- und Wissenschaftszentrum». Stand das nicht im Eintrag zu jedem Kaff, das über hundert Nasen zählte? In solchen Momenten verfluchte Jurgis die schmale Ausstattung seines Instituts, das neuerdings auch die Hälfte aller Abonnements von Fachzeitschriften streichen mußte, um die Sanierung des Daches finanzieren können. Verärgert schob er den den abgegriffenen Halblederband 2 von Meyers Konversationslexikon (Jahrgang 1936) wieder an seinen Platz.

«Na, hast Du nachgesehen, ob Du schon einen Eintrag im Lexikon hast?» Jurgis drehte sich nach der fröhlich glucksenden Stimme um.

«Ach, Julia. Was machst Du noch so spät hier?»

«Arbeiten, was sonst? Zu Hause hab ich ja doch keine Ruhe.»

«Immer noch Streit? Das dauert doch bei euch sonst nicht so lange bis zur Versöhnung.»

«Ja, ja. Aber was ein echter Krieger ist, der gibt nie nach. – Weißt du eigentlich, wie ich dich hasse!» Julia kniff Jurgis scherzhaft in den Arm. «Seit der Gründung des Instituts hat noch nie einer einen Lehrauftrag im Ausland erhalten! – Da Du ja doch nie mehr in dieses Loch zurückkommen wirst, darf ich Dich schon jetzt zum Abschied küssen, auch wenn es gegen unsere Abmachung ist.» Julia Algirdas, Privatdozentin für vergleichende Sprachwissenschaft, drückte Jurgis einen schmatzenden Kuß auf die Wange, gefährlich nah am Mund, und war – wohl selbst etwas über ihren plötzlichen Mut erschrocken – schon wieder verschwunden. Jurgis verließ die Institutsbibliothek etwas benommen und ging zurück in sein Büro.

Während der letzten Semester hatte sich zwischen Jurgis und der Linguistin eine seltsame Freundschaft entwickelt. Begonnen hatte eigentlich alles nach diesem Vortrag, den Julia im Dezember vor zwei Jahren vor der Fakultät gehalten hatte. Jurgis hatte sie noch gewarnt: Im Publikum saßen allesamt Laien, sie solle so allgemein verständlich wie möglich reden. Dann sah er Julia auf dem Podium, stockend und sich verhaspelnd – offensichtlich hatte sie sich nicht genügend vorbereitet –, das Manuskript in den zitternden Händen. Er hörte die zynisch gezischten Kommentare und sah das höhnische Grinsen der Kolle-

gen. Kaum hatte Julia ihren Vortrag geendet, schritt sie mit gesenktem Kopf und hochgezogen Schultern an ihren Platz neben ihm in der ersten Reihe.

«Bring mich schnell weg von hier», hatte sie ihm zugehört, «ich muss mich heute abend noch umbringen.»

«OK», flüsterte er zurück, «ich kenne da eine hübsche Brücke, die nehme ich für gewöhnlich.»

Beide prusteten los. Seither traf sich Jurgis regelmäßig mit Julia, was seine Frau zu anfangs scherzhaften, dann aber ernsthaft besorgten Fragen provozierte. Jurgis mußte zugeben, daß er während der letzten Wochen wahrscheinlich mehr Zeit mit Julia als mit Kazimiera verbracht hatte. Er hatte ihr, Julia, sämtliche privaten und beruflichen Sorgen anvertraut – umgekehrt wußte er alles über ihre Not als Russin, die plötzlich im Ausland lebte, ihren ausfälligen Ehemann, ihre chronischen Finanzprobleme und über einen Backenzahn namens Florian in ihrem rechten Oberkiefer, der nie ganz verheilte.

Oberschwester Esther hatte noch selten so viele Besucher auf einmal in einem Krankenzimmer erlebt. Die Luft in Zimmer 104 des Bellnauer Städtischen Krankenhauses war verbraucht. Das Bett war in die Mitte des Zimmers gerollt worden, damit alle Besucher darum herum Platz fanden. Im Bett lag mit einer Miene, die unendliches Leid und zugleich übermenschliche Tapferkeit im Ertragen desselben vermuten ließ, Peter Grüske-Julius, der Geschäftsführer des größten Arbeitgebers vor Ort. Eine Halskrause fixierte seinen teilrasierten Kopf, auf dem blutgetränkte Gazebinden klebten. Er war mit einer schweren Gehirnerschütterung, einer harmlosen Halswirbelstauchung und ein

paar Platzwunden davongekommen.

Die vierzehn «Drachenritter» waren vollzählig und in Zivil erschienen – Wembel war etwas verspätet zur Tür hineinglitten, was ihn in einer Weise exponierte, die er gern vermieden hätte. Er sah sich gezwungen, das peinliche Schweigen als erster zu brechen.

«Du, Peter, Lieber, das tut mir echt wahnsinnig leid, was da passiert ist. Ich kann's immer noch nicht fassen! Da muß mich irgendwas geritten haben. Ihr könnt Euch ja gar nicht vorstellen, wie peinlich mir das alles ist. – Tja, was machen wir jetzt bloß mit mir? Also ich weiß auch nicht ... Ich würde natürlich jede Entscheidung von euch voll und ganz akzeptieren, das ist ganz klar.»

Grüske-Julius hatte sich wohl überlegt, was zu tun war. Er verlor nicht viele Worte und streifte Wembel lediglich mit einem eiskalten Blick. Was passiert sei, sei allerdings schlimm genug, Dr. Claassen könne das sicherlich bestätigen, aber es sei nun einmal nicht zu ändern. Wembel solle sich seine Opfer künftig vielleicht etwas besser aussuchen und doch bitte wenigstens den Hörsaal nicht für seine Golf-Variante mißbrauchen. Es sei wohl allen klar, was es für Folgen hätte, wenn das Geschehene bekannt würde. Die Kommentare könne sich jeder leicht ausmalen: *Hochschullehrer im Druidenkostüm balgen sich im Unterholz. Lynchjustiz im Bellnauer Wald. Professoren schlagen ihren Mäzen mit Golfschlägern zusammen.* Das Gebot der Stunde könne daher nur lauten: Stillschweigen. Eisernes Schweigen, und zwar von allen, gegenüber jedem, besonders bis zur Einführung des neuen IKS-Direktors aus Litauen. Sonst sei das Institut akut gefährdet. Er selbst sähe sich in einem solchen Falle gezwungen, sein finanzielles Engagement in der Sache mit sofortiger Wirkung abzublasen. Darüber hinaus

könnte eine rufschädigende Enthüllung des wahren Sachverhalts unangenehme Folgen für die Beteiligten haben – für einige mehr, für andere weniger.

«Was ihr hier seht», Grüske-Julius wies unbestimmt in Richtung seines lädierten Kopfes, «ist bei einem kleinen Selbstunfall mit dem Auto passiert. Klar?»

Ein kollektives Schweigegelübde besiegelte einen damit neu ins Leben gerufenen «Drachenbund». Als Schwester Esther nach dem Kranken auf Zimmer 104 sah, bekam sie gerade noch mit, wie die zahlreichen Besucher blitzschnell ihre aufeinander gelegten Hände zurückzogen und betont um Unauffälligkeit bemüht waren.

«Diese, isoliert betrachtet zweifellos sehr apodiktische These gilt es im folgenden in einer alle sie bestimmenden Faktoren berücksichtigenden Analyse auf ihre unausgesprochenen Implikationen und Voraussetzungen hin zu hinterfragen.»

Was für ein widerwärtiger Satz! Jochen konnte ihn nicht mehr sehen. Er hatte ihn selbst geschrieben. Schon vor anderthalb Stunden. Und «im folgenden» war noch gar nichts passiert. Es war halb sechs, und schon seit dem Mittagessen saß er hier an seinem Schreibtisch – nun gut, er hatte zwischendurch Kaffee getrunken, Zeitung gelesen, seine Schuhe geputzt und was der willkommenen Ablenkungen mehr waren –, er saß und versuchte, einen Sinn in seine Hausarbeit zu bekommen.

Hätte er sich doch etwas zurückgehalten! Prof. Gisela Lemmings hatte ihm – nein, das war ja das ganze Elend: er selbst hatte sich dieses Thema aufgebrummt. Als Kiki Wentzlauff im Seminar «Historische Theorien» ihr Referat

mit der These abgeschlossen hatte (sie stammte natürlich nicht von ihr selbst), daß das Verständnis jeder Hervorbringung des menschlichen Geistes eine intime Kenntnis der zugrunde liegenden sozialen und historischen Verhältnisse voraussetze. Irgend etwas in Jochen hatte sich spontan gegen diese vereinfachende, doch allzu pauschale Behauptung aufgelehnt, auch wenn er dann peinlicherweise nicht schlüssig hatte begründen können, was genau ihm daran nicht behagte. Frau Lemmings hatte mit einem freundlichen, verständnisvollen, aber wohl auch etwas spöttischen Lächeln bemerkt, er könne dies ja in einer Seminararbeit zu begründen versuchen, das sei doch ein hervorragendes Thema. Diese apodiktische These soll im folgenden in einer Analyse auf ihre unausgesprochenen Implikationen und Voraussetzungen hin hinterfragt werden.»

Der Satz hatte ihn so wütend auf sich selbst gemacht, daß er sich gezwungen hatte, ihn unverzüglich auf ein verständliches Maß zusammenzustreichen. War es ihm gelungen? Mißtrauisch las er, was dabei herausgekommen war. Der Satz glotzte ihn noch immer aufdringlich und fremd an. «Unausgesprochene Implikationen» – was für ein Quatsch, reiner Pleonasmus. Also «Implikationen und unausgesprochenen Voraussetzungen ...»? Immer noch ziemlich gestelzt. Er lehnte sich zurück und nagte an seiner Brezel. Worin lag eigentlich das Problem – war es die These oder sein Satz?

Jochen versuchte, sich auf sein Vorhaben zu besinnen. Die zur Frage stehende Theorie wollte er am Beispiel der «Wende» diskutieren: Was war zuerst, ein geistiger Wandel, der den politischen erst möglich machte – oder eine Veränderung im sozialen Grundgefüge, die mit der Zeit zu

einer «Wende in den Köpfen» geführt hatte? Ließ sich beides überhaupt von einander trennen? Bedingten sie sich gegenseitig, und wenn ja, dann wie? Oder mußte ein Drittes oder ein völlig anderer Gesichtspunkt hinzukommen? Beziehungsweise: War nicht überhaupt Larissa am wichtigsten und alles andere eitles Geschwätz und reine Zeitverschwendung? Was hatte er, wirklich er selbst, eigentlich damit zu tun? Und wann war nochmal die Musical-Probe zu Ende? Aber das alles – die Wende, die historischen Theorien und so weiter – konnte man hinkriegen, wenn nur dieser verdammte eine Satz nicht im Wege stünde!

«Diese These soll im folgenden hinterfragt werden.»

«Im folgenden» also. Aber: wo eigentlich sonst? Natürlich im folgenden, im Vorangehenden jedenfalls nicht. Also ohne «im folgenden»! Und was war denn «hinterfragen» für ein unschönes Wort? Schließlich sollte die Arbeit ja auch sprachlich gut sein. Und man sollte sehen, daß er es war, der hier dachte – also weg mit dem unpersönlichen «soll».

«Diese These möchte ich nun untersuchen.»

Zufrieden lehnte er sich zurück und betrachtete sein Werk mit Wohlgefallen. Er hatte sich seine Tasse Kaffee redlich verdient. Er genoß sie im Angesicht des Geleisteten. Den Satz wollte er sich noch einmal auf der Zunge zergehen lassen. Dabei mußte er sich leider eingestehen, daß dies doch wohl noch nicht alles sein konnte. Wie weit hatte er es in diesen paar Semestern kommen lassen, was hatte er aus sich machen lassen, daß er seine hohen Maßstäbe so leichtfertig vergaß, um sich selbstzufrieden im Scheinerfolg dieses lächerlichen mickrigen Satzes zu sonnen? Und dabei hatte er auch noch grundlos einen beträchtliche Textmenge geopfert: das Schreibprogramm

BELLTEV zeigte eine ganze Seite weniger an. Und weshalb sich die Mühe machen, besser zu schreiben, wenn seine Richter das gar nicht bemerken würden, weil sie selbst nur Blender von der Sorte waren, die solche Schwurbelsätze produzierte? Also zurück zum Anfang:

«Diese, isoliert betrachtet zweifellos sehr apodiktische These gilt es im folgenden in einer alle sie bestimmenden Faktoren berücksichtigenden Analyse ...»

Nein, nein, nein! Er war hundemüde, und so konnte das nicht weitergehen, so durfte dieser Elendstag nicht enden. Verdammt – es war schon halb zwölf. Er hatte Larissa ganz vergessen. Die schmolte jetzt sicher. Er mußte mit ihr reden ...

Mit Larissa reden – das war es! Gesetzt den Fall, sie würde sich für sein Thema interessieren, wie würde er ihr erklären, was er meinte? Würde er wirklich sagen: «Diese, isoliert betrachtet zweifellos sehr apodiktische These gilt es im folgenden in einer alle sie bestimmenden Faktoren berücksichtigenden Analyse auf ihre unausgesprochenen Implikationen und Voraussetzungen hin zu hinterfragen»? Nie im Leben! Er würde natürlich einfach sagen:

«Diese These ist falsch.»

Wir müssen uns den sehr sanft einschlummernden Jo-chen Bauer an diesem Abend als einen glücklichen Menschen vorstellen.

Ein Pochen an der linken Scheibe schreckte Professor Smetona aus dem Halbschlaf auf. Mit verklebten Augen blinzelte er durch das beschlagene Glas. Er sah einen riesigen Mund und große Zähne; dahinter ein schmutzig leuchtendes Schild mit der ihm unverständlichen Auf-

schrift «Leifs Tanke».

«Nein, wie ein Vergewaltiger sieht der nicht aus!» sagte der Mund. «Schönen guten Morgen! Könnten Sie uns nicht mitnehmen? Bitte!»

Bevor Jurgis sich eine Antwort zurechtlegen konnte, hatte die junge Frau die hintere Tür seines Wagens aufgerissen. «Na los, Leute! Es hat Platz für alle. – Ich schieb das Zeug ein bißchen zur Seite? Ist doch auch für Sie schöner als alleine zu fahren! Übrigens, toller Abdruck auf der Stirne!»

Ein Blick in den Rückspiegel zeigte Jurgis, daß das Lenkrad tatsächlich einen tiefroten Striemen auf seiner Stirn hinterlassen hatte. Währenddessen füllte sich die Rückbank mit zwei riesigen Rucksäcken, einem Zelt, Papiertüten, einer Kabelrolle und Kartonschachteln mit Lebensmitteln. Schließlich setzten sich zwei junge Männer, einer trug eine rote Strickmütze und aß Zuckerwatte, links und rechts neben ihr Gepäck, während die junge Frau auf dem Beifahrersitz Platz nahm.

«Na, worauf warten wir?» lachte sie, während sie die Türe geräuschvoll zuzog, «wir sind bereit. Sie haben doch nichts dagegen? – Übrigens, ich bin die Susanne. Der Blonde mit der Mütze» – Sie deutet auf die Rückbank – «ist Holger, der andere ist Detlef, mein Freund übrigens.» Die beiden nickten lahm. Detlef schien verdutzt. Daß er nun plötzlich Susannes Freund sein sollte, war ihm in dieser Form neu. Er hatte sich nach dem «Vielseitig»-Wettbewerb mit ihr im Bett wiedergefunden, aber das war noch lange kein Grund für so weitreichende Schlußfolgerungen.

Jurgis konnte langsam wieder klare Gedanken fassen. Eigentlich war der Auftritt dieses Trios ja eine Unver-

schämtheit, aber er wußte ja nicht, was sich in diesem Land gehörte. Irgendwie beschlich ihn ein bedrohliches Gefühl, das er aber unwillkürlich überspielte. «Ich bin froh, euch zu sehen!», rief er überdreht, «laßt uns also weg-fahren!» Er drehte den Zündschlüssel, und der völlig über-ladene VW Derby setzte sich in Bewegung.

«Sie müssen schon lange unterwegs sein. Kommen Sie aus Polen?»

«Ja. Also nein. Ich komme aus Litauen und bin über Polen gefahren.»

«Was? Aus Litauen? Also Baltikum? Das ist ja Wahnsinn! Da war ich ja noch nie – ihr?» Von hinten kam ein verneinendes Brummen. Detlef begann an seinem Handy herumzunesteln und umständlich eine Nummer zu wählen. Holger starrte dumpf und teilnahmslos vor sich hin.

«Was führt Sie denn ausgerechnet nach Bellnau? Es gibt doch wirklich schönere Urlaubsländer als Deutschland – oder sind Sie nur auf der Durchreise?»

«Nein, ganz im Gegenteil. Ich bin schon beinahe am Ziel, in Bellnau an der Laar.»

«In Bellnau?» Susanne schien fassungslos. «Haben Sie denn mit den Juliuswerken zu tun?»

«Nur indirekt. Die werden mehr mit mir zu tun haben.»

«Das kapiert' ich nicht, das müssen Sie mir erklären.»

«Nun, ich werde an der Universität arbeiten.»

«Das ist ja witzig, da studieren wir nämlich! Sie sind aber doch kein Professor, oder?»

Jurgis lachte. «Doch, das bin ich.»

«Echt? Das hätte ich Ihnen nicht angesehen. Haben Sie hier eine Gastprofessur?»

Dieses letzte Wort verstand Jurgis nicht sogleich, da

Detlef inzwischen ziemlich aufgeregt mit seinem Gesprächspartner diskutierte.

«Eine Art Gast bin ich schon, aber ich hoffe, daß ich länger als ein Semester bleibe. Ich bin an das Friedrich-Julius-Institut für Kulturelle Studien gerufen worden.»

«Ach, natürlich! *Sie* sind das also.»

Detlef hatte sein Telefongespräch inzwischen hektisch beendet und lehnte sich plötzlich vor.

«Entschuldigung, aber wenn Sie das IKS suchen, sind Sie hier völlig falsch, das liegt ein ganzes Stück außerhalb von Bellnau. Sie hätten längst auf die Autobahn abbiegen müssen.»

Susanne schloß ihren Mund wieder. Sie fand es gemein, den Professor aus Litauen noch vor seiner Ankunft so auf den Arm zu nehmen – diese Art Humor war ihr an Detlef ganz neu. Noch bevor sie etwas sagen konnte, kniff der sie so schmerzhaft in den rechten Oberarm, daß sie beinahe laut aufgeschrien hätte. Irgendwie schaffte sie es aber, weder etwas zu sagen, noch zu schreien. Detlef wußte wohl, was er tat. Er war immer für eine Überraschung gut, allerdings schien er nicht zum Scherzen aufgelegt zu sein.

Jurgis Smetona meinte sich zu erinnern, daß ihm eine Frau Zischer, eine künftige Kollegin wohl, am Telefon erklärt hatte, daß das IKS wunderschön im Stadtzentrum gelegen sei. Aber vermutlich hatte er sie falsch verstanden – das würde seine Hauptaufgabe für die nächsten Wochen und Monate sein: seine deutsche Umgangssprache zu perfektionieren.

«Was soll denn das? Mach keinen Blödsinn, Mann.» Auch Holger war nun aufgefallen, daß man gewendet hatte. Er war müde und wollte nach Hause, das kühle Zelt-

wochenende mit Detlef und der nervenaufreibenden Susanne war ihm vollauf genug gewesen. Schmerzhaft fühlte er, wie Detlef ihm seinen Ellenbogen in die Seite bohrte und fing einen ungemütlichen Blick von ihm auf. Er zog sich die Mütze weiter ins Gesicht und kauerte sich in die Ecke. Ihm war alles egal, das Wochenende konnte er sich ans Bein streichen.

«Dann sind sie wohl Germanist», nahm Susanne, der die Stimmung zu gedrückt war, das Gespräch wieder auf.

«Richtig», erwiderte Jurgis. Das warme Herbstlicht, das über den sanften Hügeln lag und sich indem Fluß spiegelte, den den man in der Ferne sah – das mußte wohl die Laar sein –, ließ ihm Deutschland sehr angenehm erscheinen. Die Autobahn hatten sie mittlerweile schon wieder verlassen.

«Ich auch», meinte Susanne.

Die merkwürdige Fahrgemeinschaft hing schweigend ihren Gedanken nach, bis Detlef von hinten befahl: «Hier scharf rechts rein – diesen Feldweg da vorn.»

Die Fahrt führte über eine holprige Böschung in den Wald. Jurgis begann sich zu wundern.

«Halt! Aussteigen!», brüllte Detlef, genau so, wie Jurgis es von den Deutschen in sowjetischen Filmen kannte. Erschrocken bremste er hart.

Der Derby kam vor einer massiven Blockhütte zum Stehen.

## VI

# D

er Applaus hörte gar nicht mehr auf. Ja, man konnte für einmal wirklich ohne Übertreibung von tosendem Beifall sprechen. Mit Genugtuung konstatierte der Redner, daß es ihm nach so vielen Jahren immer noch gelang, seinem Ruf als großer Gelehrter und Vortragender gerecht zu werden. Er blickte von oben in den abgedunkelten Kongreßsaal hinab, auf das Publikum in seinen weichen Sesseln, das ihn feierte. Ihn, Martin A. Gresewitz, den großen Doyen der Gräzistik. Lächelnd nickte er höflich nach links und rechts in die Tiefen des Saales. Diese Augenblicke waren es, die seinem Altphilologen-Dasein Sinn gaben, die ihn für die Demütigungen der profanen Universitätsbürokratie entschädigten. Er raffte sein Manuskript zusammen – er würde auf diese Absicherung beim nächsten Mal wirklich verzichten können – und schritt heiter-gemessen die fünf Stufen hinab, die das Podium von dem mit schalldämpfendem Teppich ausgelegten Saal trennten.

Die folgenden Momente waren für Professor Gresewitz der Inbegriff von Glückseligkeit: Er beantwortete die Fragen französischer Latinisten zu griechischen Spezialthemen auf Englisch, schüttelte fremde und wohlbekannte

Hände, tauschte Zeitschriftenausschnitte, Sonderdrucke und Visitenkarten aus und plauderte fachmännisch mit seinesgleichen. Mit den Jahren hatte man gelernt, wie man sich der – zweifellos schmeichelhaften – Zudringlichkeiten der Kollegen nach einer exakt bemessenen Zeit des Plauderns (nicht zu lang, nicht zu kurz) entzog: durch unauffällige, aber nichtsdestoweniger eindeutige Hinweise auf seine Unentbehrlichkeit an anderer Stelle nämlich. Auch diesmal wurden Gresewitz' Antworten kürzer, gedrängter, er selbst ungeduldiger, so daß es seinem Gegenüber als große Gnade erscheinen mußte, sozusagen als «nun aber wirklich Letzter» noch sein Anliegen vortragen zu dürfen.

Dann war es vorbei. Professor Gresewitz verließ feiernden Schrittes den Kongreßsaal III «Vancouver» und genoß die Vorstellung, daß die immer diffuser und leiser an sein Ohr dringenden Stimmen nur eines besprachen: ihn. Seine bevorstehende Emeritierung würde nichts an seinem traditionellen Kogreßvorsitz ändern. Während der rundum verspiegelte Fahrstuhl ihn unter gedämpfter Musikbegleitung in die 14. Etage des «Boston Holiday Inn» beförderte, brachte er Einstecktuch und Krawatte in Ordnung, während er sich zufrieden zuzwinkerte.

Eine halbe Stunde später trat Martin A. Gresewitz ins Freie (er hatte übrigens in Erwägung gezogen, seinen Namen in der Reihenfolge «A. Martin Gresewitz» aufs Programm drucken zu lassen, wie er es bei amerikanischen Kollegen gesehen hatte, den Plan dann aber mit Rücksicht auf zynische Bekannte aus Europa wieder verworfen). Von dem kleinen Straßencafé aus hatte man freie Sicht auf den großzügigen Eingang des gegenüberliegenden Parks. Gewandt hatte Gresewitz sich eine Mentholzigarette aus dem Silberetui geschnappt und sie nachdenklich in das Mund-

stück gesteckt. Er hatte Zeit. Viel Zeit. Und das tat gut. Von links näherten sich lachend zwei junge Mädchen in enganliegender, bunter Sportbekleidung auf Rollschuhen. Gresewitz ließ sich von der angenehm warmen herbstlichen Abendstimmung entführen. Ein Hotdogstand am Parkeingang. Spielende Kinder. Eine ältere Frau führt ihren Hund spazieren. Unbeschwerter Feierabend. Fröhliche junge Leute aus allen Gegenden der Welt.

Aus allen Weltgegenden waren sie gekommen, um ihn zu hören – unter anderem natürlich. Der Altphilologie ging es schlecht, das Fach war im Aussterben begriffen, besonders in Europa. Die wenigen guten Nachwuchswissenschaftler verteilten sich schnell auf die begehrten amerikanischen Lehrstühle. Die Kehrseite der Medaille war, daß man sich auf solchen Kongressen nahezu vollzählig versammeln konnte. Man kannte sich – man war eine große Familie. Von überall her kamen sie, die letzten Vertreter dieser einstmaligen großen Königsdisziplin, die wild entschlossen waren, die Ehre ihres stolzen Faches trotzig zu verteidigen gegen alle Anfechtungen der so schnell vergänglichen Epochen der Moderne, Postmoderne, Postpostmoderne und was da immer kommen mochte. Sie würden sie alle überdauern. Noch gab es sie – in Amerika, Asien, Australien, Europa, gerade auch in Osteuropa.

Es durchlief Gresewitz plötzlich siedendheiß. Osteuropa – da sollte doch dieser Tage der neue IKS-Kollege aus Litauen ankommen. War das nicht am Ende sogar heute? Gresewitz waren die alltäglichen organisatorischen Obliegenheiten, die sein Amt beschwerlich machten ein Graus – er genoß es, zu repräsentieren. Das hier aber konnte peinlich ausgehen, man hatte immerhin eine gewisse Verantwortung dem Gast gegenüber. Er zog ein Handy

aus seiner Handschlaufentasche und war schon etwas beruhigt, als er, wenn auch etwas wacklig, regelmäßige Rufe vernahm. Seine Hand fuhr wie von selbst durchs Haar und strich über die linke Augenbraue, während er wartete.

«Frau Zischer, ist das ein Glück, daß ich Sie erreiche – mein Gott, bei Ihnen muß es ja schon Nacht sein, ich habe Sie doch hoffentlich nicht geweckt.»

«Na ja, normalerweise schlafe ich um Mitternacht schon, Herr Gresewitz. Aber heute ist was anderes.»

«Was wäre ich nur ohne Sie! Sie denken auch wirklich an alles. Offengestanden ist mir der Herr Semonta erst jetzt eben eingefallen, ist der schon heute gekommen?»

«Smetona, Herr Gresewitz, Smetona! Kommt drauf an. Er hätte heute kommen sollen, jetzt ist aber genau genommen schon morgen. Aber wir sind guter Dinge, er muß jede Minute eintreffen – alles vorbereitet, Sie kennen mich doch, Ihre Frau hat liebenswürdigerweise auch mitgeholfen.»

«Ja, auf Sie kann man sich wirklich verlassen. Da fällt mir ein Stein vom Herzen. Sie können sich ja nicht vorstellen, was hier los ist. Ich habe keine freie Minute. Mein Vortrag soll übrigens ›splendid‹ gewesen sein. Nun gut. – Dann wird ja bei Ihnen bald einiges los sein – grüßen Sie den Neuankömmling herzlich von mir. Ich lasse von mir hören.»

In Bellnau war gar nichts los. Seit fünf Uhr nachmittags wartete Frau Zischer in der festlich geschmückten Eingangshalle des IKS-Neubaus, der mit der Ankunft des Direktors inoffiziell bereits vor der öffentlichen Feier eingeweiht werden sollte. Einige freiwillige Studentinnen hatten geholfen, den Saal zu schmücken, Professor Klüstrow,

im Nebenberuf ein leidenschaftlicher Indogermanist alter Schule, hatte voller Stolz ein Transparent mit einem litauischen Willkommensgruß entrollt und trainierte seither an der neuen Beleuchtungsanlage. Um sieben war Frau Uta Gresewitz mit Selbstgebackenem eingetroffen. Jenny Klepzik (die eigentlich für die weibliche Kandidatin, Gudrun Drobitzki, votiert hatte) hatte ein signiertes Exemplar des teuren «Bellnauer Jahrbuchs» als kleines Geschenk der Buchhandlung UraNuss für den Gast bereitgelegt. Sogar Henning Wembel war zur allgemeinen Überraschung in edlem Tuch aufgekreuzt und hatte mit Frau Lemmings weitere Stühle herbeigeschafft. Professor Smetona war auf acht Uhr erwartet worden. Aber man hatte Verständnis für die Verspätung, die bei solchen Distanzen ja nicht ausbleiben konnte.

Wembel hatte sich um halb neun schon wieder verabschiedet, mit der Bemerkung, er sei Realist genug, um die Nacht nicht wegen einer läppischen Trabi-Panne unproduktiv verstreichen zu lassen; man könne ihn ja im Fall der Fälle telefonisch erreichen. Um neun Uhr hatte Frau Klepzik den Lichtorgel spielenden Klüstrow angeherrscht, er solle doch endlich mit dieser nervtötenden Kinderei aufhören, worauf der sich unauffällig in seinen Keller verzogen hatte. – Die erwartungsfrohe Stimmung war längst verflogen und hatte einer gereizten Katerstimmung Platz gemacht. Frau Zischer hatte ihr Verständnis geäußert, falls jemand gehen wolle, sie würde die Stellung halten. Seit elf Uhr war Frau Zischer allein – Gresewitz' Gattin hatte bis halb elf ausgeharrt und dann die Reste Ihres Gebäcks wieder mitgenommen. Gegen zwölf war dann der Anruf von Gresewitz gekommen. Die Hoffnung schwand, aber sie stellte sich immer wieder den armen Reisenden vor, wie er

hier nachts vor verschlossenen Türen stehen würde. Jemand mußte ihm doch seine Unterkunft zeigen. Einmal war sie aus dem Halbschlaf hochgeschreckt – sie hatte etwas gehört und schaute angestrengt durch die Glasfront auf den beleuchteten Vorplatz.

Aber es war nur Wenzel Klüstrow gewesen, der geistesabwesend zum Parkplatz schlurfte.

Aufdringliche Küchengerüche durchdrangen die Räume der Wohngemeinschaft an der Stedtnauerstraße. Laute Musik dröhnte aus dem Wohnzimmer. Am Glastisch in der Mitte der Küche hatte sich Othmar Asche eingerichtet. Ordner, Schnellhefter, Textmarker und andere Utensilien waren um seinen Laptop herum aufgetürmt. Er versuchte seine letzten Vorlesungsnotizen in den Computer zu übertragen – und für diese bedeutungsvolle Aufgabe, so hatte Othmar seinen Mitbewohnern deutlich gemacht, war sein eigener Schreibtisch entschieden zu klein. Überhaupt war er der Überzeugung, daß er als Dienstältester – die Wohnung war schließlich auf seinen Namen gemietet – sehr wohl gewisse Vorrechte beanspruchen dürfe.

Beat Inderbitzin war schon seit Stunden in der Küche zugange. Er hatte schon vormittags eingekauft, Brötchen belegt und Getränke kühl gestellt. Soeben war er dabei, drei Brathähnchen vor dem zweiten Ofengang kunstvoll zu marinieren. Seit seinem Einzug in die Stedtnauerstraße hatte sich Beat darum bemüht, im Haushalt eine passable Figur abzugeben (nicht zuletzt, um Susanne zu beweisen, daß auch Männer dazu ganz gut in der Lage waren). Das war ihm so gut gelungen, daß er mittlerweile der einzige war, der sich noch um Hausarbeiten kümmerte. Die

Stimmung war geladen. Beats Nerven lagen blank. Othmar machte nicht die geringsten Anstalten, auch nur den Tisch freizuräumen.

«Othmar! Hör einmal, wer kommt jetzt eigentlich alles zum Nachtessen?» rief Beat gereizt und trocknete sich die Hände ab. «Und – könntest du nicht jeweils wenigstens das Fenster öffnen, wenn du rauchst?» Othmar verschränkte die Hände hinter dem Kopf und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Verbissen zerhackte Beat eine Zwiebel und schmiß die Stücke in heißes Öl.

«Na, komm schon, Mister Schweiz. Ich kann doch nicht jedesmal eine Gästeliste schreiben; sei doch mal ein bißchen locker. – Hast du eigentlich noch alles im Griff? Das riecht plötzlich so komisch ...» Er wandte sich zur Tür: «Ah, da kommt ja endlich die Verstärkung!»

Unter irrem Gelächter und mit großem Getöse stürzte Susanne mit Detlef und Kiki Wentzloff im Schlepptau herein. Detlef, offenbar leicht beschwipst, ließ sich auf einen Stuhl fallen und zog Susanne, die glucksend die Augen verdrehte, auf seinen Schoß. Sehr ernst erkundigte sich die blasse Kiki bei Beat, ob sie ihm irgendwie helfen könne. Er schüttelte grimmig den Kopf und pfefferte das kleingeschnittene Gemüse in die Pfanne.

«Puh, ist das aber stickig hier!» kreischte Susanne und fächelte sich gekünstelt Luft zu, «wie könnt ihr das bloß aushalten!» Wieder Gewieher.

«Die kleinen Dinger hier schmecken ja wirklich toll, Beat! Was ist denn da drin?» Das kam von Detlef, der unerlaubterweise vom Gebäck genascht hatte. Es klingelte. «Das wird wohl Holger sein. Läßt du mich mal schnell durch, Susanne?» Etwas wacklig ging Detlef zum Aufzug.

«Himmel, Kiki! Du bringst ja alles durcheinander. Was

ist denn das für ein Streß? Es ist doch Wochende!» Kiki fuhr unbeirrt fort, den Tisch abzuräumen und warf Othmar einen abschätzigen Blick zu.

Detlef kam zurück. Er hing schlaff zwischen Holger Salomon und der zierlichen Monika Eggebert, die ihn kaum stützen konnte, und spielte den schwer Betrunkenen. Dahinter folgte, sichtlich verunsichert – Jenny Klepzik. Beat hatte sie leichtfertigerweise nach der IKS-Sitzung eingeladen und befürchte nun das Schlimmste. Als wären die Eltern früher als erwartet in die Schülerparty geplatzt, machte sich Mißbehagen breit.

«Hallo, guten Abend! Wer wohnt denn nun eigentlich hier? Ich hab da nämlich was Kleines aus der UraNuss mitgenommen.» Die Klepzik war stolz auf ihren guten Draht zu den Jungen – letztlich gehörte sie ja trotz ihrer 52 Jahre immer noch dazu. Überdreht-erwartungsvoll sah sie sich um und legte das Buch dann resigniert auf die Anrichte.

Susanne flüsterte Detlef eindringlich ins Ohr. Der war plötzlich nüchtern. Othmar riß Balkontüre und Fenster auf und leerte die Aschenbecher. Detlef reichte Käsebrötchen und Weißwein. Monika massierte ihre Schulter. Nur Holger saß mit verschränkten Armen in einer Ecke.

Später stand Beat allein auf dem Balkon. Er hatte die Küchenschürze abgestreift und die Balkontüre angelehnt. Von innen hörte man gedämpfte Eßgeräusche. Er blickte auf den nachtleeren Hinterhof hinab. Sollten sie doch feiern. Zuerst die ganze Plackerei – und dann brauchte man ihn nicht mehr. Ihm konnte es ja egal sein. Wenn Kupfert ihn so sähe? Einsam auf dem Balkon eines Hochhauses, mut- und antriebslos? Beat hörte Geschirrgeklapper und klirrende Gläser. Die Runde schien sich mittlerweile

prächtig zu amüsieren. Er gab sich einen Ruck und trat energisch wieder auf. Alle drehten sich um.

«Ich bitte um Applaus für unseren Meisterkoch, Dr. Inderbitzin!» rief Othmar. Applaus. Beat klemmte sich verlegen zwischen Monika und Detlef – sein Groll wich melancholischer Gleichgültigkeit. Gegenüber tuschelten aufgeregt Susanne und Kiki.

«Also wie ihr wißt, war ich ja an dem <Vielseitig>-Wettbewerb nicht ganz unmaßgeblich beteiligt.» Das mußte ja kommen, dachte Beat und beobachtete die Runde. «Und da kriegt man natürlich hinter den Kulissen einiges mit!» Peinliche Stille. Frau Klepzik genoß die vermeintlich gelungene Verschwisterung. «Also ich finde es ja ganz toll, daß es hier so viele romantisch veranlagte Männer gibt!» Beat wurde rot. Susanne flüsterte Detlef ins Ohr. Kiki packte ganz beiläufig einige Brötchen und ein ganzes Hähnchen in eine Papiertüte und schob sie Detlef zu.

«Na ja, aber andererseits», begab sich Frau Klepzik ahnungslos aufs Minenfeld, «muß ich als jemand, die ja ganz stark die Sache der Frau vertritt, auch sagen, daß mir das intelligente Spiel der Frauenseite auch nicht übel gefallen hat.»

Detlef lief rot an, murmelte eine Entschuldigung und verließ die Küche mit der Papiertüte und einer Flasche Mineralwasser. Beat hatte Jenny Klepzik von Anfang an wegen ihres entschlossenen Auftretens geschätzt, aber hier ging ihm ihre Direktheit doch zu weit. Was zwischen Detlef und Susanne lief, ging seine Kollegin nichts an – und darauf schien sie doch offensichtlich anzuspielen. Und er erst – was hatte er nicht für grauenhafte Nächte ausgestanden wegen dieses blöden Wettbewerbs! Er wollte das

Thema wechseln, aber Othmar kam ihm zuvor:

«Ach wissen Sie, Frau Klepzik, Romantik in Ehren. Aber uns ging es doch ausschließlich um die Gedichte, um die Literatur. Ihnen doch wohl auch? Das mit dem Sängertwettstreit war doch keine Sekunde lang ernst gemeint, das war schließlich Teil der Fiktion!» Jetzt platzte Beat endgültig der Kragen:

«Wie bitte, nicht ernst gemeint? Und wer hat denn das Ganze ursprünglich angezettelt? Wenn ich mich recht besinne, warst du derjenige, wo uns dazu angestiftet hat!» Beat schlug ungewöhnlich heftig auf den Tisch. «Und überhaupt, du bist so ein Zyniker, ich halte das langsam nicht mehr aus!»

Monika gelang es, die Runde wieder zu beruhigen: «Was mich viel mehr interessiert ist, wie es jetzt eigentlich weitergeht.» Jenny Klepzik bekam nun doch noch die Aufmerksamkeit, die sie sich wünschte. Sie referierte kurz, was nach dem Wettberwerbs-Debakel geschehen war: Alle vier – ganz zweifellos untereinander abgesprochenen – Beiträge waren ohne weitere Diskussion einstimmig disqualifiziert, der Wettbewerb auf unbestimmte Zeit verschoben worden. Ob die (schnell entlarvten) Autoren noch einmal zugelassen würden, sollte später entschieden werden.

«Was soll denn das Theater! Lächerlich!» sagte Othmar vor sich hin, «war doch nur ein Scherz, das Ganze, oder?» Er grinste Beat dreist ins Gesicht. «Na ja, Beat dachte wohl im Ernst, so kann er auch mal eine Braut nach Hause führen, was?»

Dann ging alles sehr schnell: Beat stand brüsk auf und zog sich auf sein Zimmer zurück, Susanne lief sofort hinterher. Kiki rief ihr etwas nach, warf dann entschuldigend

die Arme hoch und verschwand ebenfalls. Der Rest der Runde blieb ratlos zurück. Monika schenkte sich etwas Wasser nach. Othmar erhob sich langsam und kratzte sich verlegen am Hinterkopf:

«Na ja, wie auch immer. Ich wollte sowieso arbeiten.» Nachdem auch Monika – als hätte sie Angst, allein zurückzubleiben – den Tisch verlassen hatte, blieb einzig Holger Salomon mit Jenny Klepzik zurück. Schweigend leerte er die letzte Weinflasche mit der Buchhändlerin, die sich mittlerweile ziemlich fehl am Platze fühlte. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß Männer eben doch sehr, sehr schwach waren.